



me

IX. Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft

26. bis 30. Juli 1965

Liebe Kolleginnen! Liebe Kollegen!

Schon etliche Monate ist der neue Vorstand in seinem Amt. Wir haben versucht, uns bereits an mehrere Aufgaben heranzumachen und sie in Eurem Sinne zu lösen.

Ich halte es nun für meine Pflicht, Euch auch davon zu informieren. Ich will heute nur einen Punkt herausheben: das ist die Studientagung in Dietenheim.

Sie findet heuer vom 26. bis 30. Juli statt und läuft unter dem Titel: «Wirtschaft und Gesellschaft in Südtirol». Untertitel: «Analyse und Ausblick».

Sicher würden sich einige ein anderes Thema wünschen, doch wir haben gut überlegt, als wir dieses Thema wählten. Nach längeren Beratungen und nach Rückblick auf die Themen der vergangenen Jahre sahen wir, daß eigentlich noch nicht viel über die Wirtschaft und die gesellschaftliche Struktur in unserer Heimat gesprochen wurde; wir hielten diese zwei Faktoren für wichtig genug, um sie in den Mittelpunkt unserer heurigen Studientagung zu stellen.

Gerade in unserer Zeit, wo soviel von Rationalisieren und Modernisieren der verschiedenen Wirtschaftszweige gesprochen wird, wo sovieler Tagungen wirtschaftlicher Art auf der ganzen Welt abgehalten werden, wo sich Länder zu Wirtschaftsgemeinschaften zusammenschließen und wo die Wirtschaft ein Mittel zu werden scheint, Völker und Nationen zu verbinden, gerade da sollen

auch wir einmal schauen, wie es in unserem Lande damit aussieht. Auch wir haben vollen Grund, so manches in unserer Heimat in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht zu ändern, auszubauen, zu modernisieren und manch Neues aufzubauen. Wir dürfen und wollen uns nicht abseits stellen und zuschauen, sondern wir wollen mit der allgemeinen Entwicklung in Europa mitmachen.

In jedem Lande ergeben sich aber spezielle Probleme wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht: so auch in Südtirol. Deshalb haben wir versucht, für unsere Studientagung möglichst Leute aus unserem Lande für die einzelnen Referate zu gewinnen, Leute, die sowohl wissen, was getan werden muß, aber auf der anderen Seite auch die Voraussetzungen kennen, die bei uns gegeben sind. Wir wollen bei unserer Studientagung ja keinen theoretischen Unterricht erhalten, sondern Gedanken und Vorschläge erarbeiten, die sich bei uns in Südtirol auch wirklich durchführen lassen.

Nun darf ich Euch noch kurz die einzelnen Untertitel und Referenten nennen. Sollte nun jemand noch einen besonderen Wunsch haben, so bitten wir, diesen uns mitzuteilen, da er jetzt noch berücksich-

tigt werden kann. Es kann sich ja sowieso noch die eine oder andere Änderung ergeben:

Eröffnung: Landeshauptmann Dr. Magnago
«Das Landwirtschaftsproblem in Südtirol»

Assessor Dr. Peter Brugger

«Industrialisierung in unserer Heimat»

Assessor Dr. v. Fioreschy

«Kredit und Handel»

Dr. Gutweniger

«Stellung des Fremdenverkehrs in der

Wirtschaftsplanung Südtirols»

Dr. v. Braitenberg

«Gesellschaftsordnung gestern - morgen - heute»

Dr. Messner

«Soziale Fürsorge»

Frl. Gebert

«Ethos und Wohlstand»

Univ.-Prof. Dr. Andriè

Das wären die Referate. Ich hoffe und wünsche nun, daß sie Euch gefallen finden, den Ihr wohl am besten dadurch ausdrückt, daß Ihr Euch schon jetzt diese Tage im Juli für die Studientagung in Dietenheim freihaltet und dann recht zahlreich daran teilnehmt.

Alois Durnwalder
Präsident

Zum Titelbild:

Ex libris für Georg Trakl. Dieser Holzschnitt des Südtirolers Max von Esterle erschien im Tiroler Verlag »Brenner«, dessen Geschichte in diesem Heft behandelt wird. (S. 13)

An dieser Nummer haben mitgearbeitet:

Dr. Viktor Guarda

Dr. Hansjörg Kucera

Dr. Rainer Seberich

Hans Wielander

Pepi Zelger

Redaktion: Siegfried Stuffer

Inhaltsverzeichnis

TITELBILD: EX LIBRIS für Georg Trakl; Max von Esterle	1
IX. STUDIENTAGUNG DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT:	
Alois Durnwalder	2
INTERVIEW MIT DR. MAGNAGO: Hansotto Außenhofer und Siegfried Stuffer	3
DISKUSSION UM FRIEDRICH HEER: Fortsetzung der Leserzuschriften	5
AUCH DU BIST DABEL: Walter Weiss	5
UND TROTZDEM — DIE LETZTEN MOHIKANER: Joachim Bonell	5
EIN VERSUCH DER HOCHSCHULGRUPPE MAILAND: Walter Demetz	6
DIE HOCHSCHULGRUPPE INNSBRUCK BERICHTET: Ida Miribung	7
DIE EULE BLINZELT: Siegfried Stuffer, Josef Larcher (Pseudonym) Dr. Viktor Guarda, Dr. Hansjörg Kucera	7
HINTER DEM EISERNEN VORHANG: Siegfried Stuffer	9
DIE LAST EINES GESCHENKES: Pepi Zelger	10
DIE FREIE BERUFS AUSÜBUNG FÜR AKADEMIKER IM ZUKÜNFTIGEN EUROPA: Walter Regele	11
UNTERWEGS ZUR WIRKLICHKEIT DES LEBENS: Walter Methlagl	13
KARIN WELPÖNER: Siegfried Stuffer	14
»DAS URTEIL« VON FRANZ KAFKA: Dr. Hansjörg Kucera	14
BUCHBESPRECHUNG: Tirol und die Italiener vor 1918: Karl Plunger	16
MITTEILUNGEN	18
FOTOWETTBEWERB: der Vorstand	18
ARTIKELWETTBEWERB: der Vorstand	19

INTERVIEW MIT DR. MAGNAGO



Dr. Magnago im Gespräch mit den Kollegen Aufenholzer und Stuffer

Am 30. März 1965 beantwortete der Landeshauptmann zehn Fragen zu Problemen der Südt. Hochschüler, die ihm Vertreter der SH gestellt hatten. Dr. Magnago sei für die freundliche Gewährung dieses Interviews herzlich gedankt.

Frage:

Könnten Sie, sehr geehrter Herr Landeshauptmann, uns schildern, wie die SVP die Südtiroler Hochschülerschaft sieht und wie sie zu ihr steht?

Antwort:

Die Südtiroler Volkspartei hat eh und je die Gründung der SH sehr begrüßt; dies vor allem deshalb, weil sie in dieser fast alle Südtiroler Hochschüler umfassenden Vereinigung nicht nur eine reine Interessengemeinschaft sieht, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die einzelnen Hochschulgruppen an den Hochschulorten geistig und kulturell zu betreuen, die Hochschüler mit Vorträgen und Tagungen über kulturelle Probleme der Heimat vertraut zu machen, und so das Zusammengehörigkeitsbewußtsein aller Südtiroler Hochschüler untereinander und zur Heimat zu stärken und zu pflegen. Unter diesen Gesichtspunkten gesehen, kann die Südtiroler Volkspartei die Tätigkeit der SH nur positiv beurteilen und wünschen, daß auch in Zukunft das Hauptaugenmerk des neuen Ausschusses in der SH in der genannten Arbeitsrichtung sich entfalten möge. Sind doch unsere heutigen Hochschüler die morgige Führungsschicht der Volksguppe.

Frage:

Was tut die Partei, da sie unsere Organisation positiv bewertet und ihre Notwendigkeit einsieht, und was tun ihre Vertreter im Lande und in der Region, um unsere Gemeinschaft moralisch und finanziell zu fördern?

Antwort:

Die SVP fördert — wie bereits erwähnt — durch ihre aufgeschlossene Einstellung zur SH, diese mehr indirekt als direkt. Und dies scheint mir auch richtig zu sein. Es soll nämlich nicht der Eindruck erweckt werden, daß die Partei einen unmittelbaren Einfluß auf die SH ausübt. Diese vielmehr soll das Bewußtsein haben, daß die SVP wohlwollend hinter ihr steht, und oft auch das kritische Ringen

um geistige Entscheidungen und innere Reife im jungen Menschen wohl zu schätzen weiß. Auch die einzelnen Exponenten und politischen Mandatäre im Parlament, Region und Land dürfen sich wohl ausnahmslos positiv zur SH äußern; vorausgesetzt, daß sie die Gewähr haben, daß auch die Hochschüler, bei aller Offenheit im Urteil, sich im Rahmen der gebotenen Gegebenheiten bewegen.

In finanzieller Hinsicht glaube ich, daß der Landesausschuß von je her — seit Bestehen der SH — diese unterstützt und dies angemessen an dem Umfang ihrer geleisteten Tätigkeit oder zu leistenden Tätigkeit.

Frage:

Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, stehen wir Südtiroler Hochschüler immer noch großen Schwierigkeiten gegenüber. Vor allem sind es finanzielle Probleme:

Das Land schreibt jährlich Jahresstipendien in der Höhe von 150.000 Lire aus. Die Anzahl der Landesstipendien hat sich trotz rapid steigender Hochschülerzahl in den letzten Jahren nicht vermehrt. Weiters genügen 150.000 Lire nicht einmal, die Kosten eines Semesters zu bestreiten.

Was ist der Grund dieser kargen Dotierung, und was kann nun in Zukunft tun, um die Stipendien dem heutigen Standard anzupassen?

Antwort:

Gemäß Landesgesetz Nummer 1 vom 5. Jänner 1956 kann der Landesausschuß an Hochschüler Stipendien in der Höhe von L. 100.000 bis L. 150.000 gewähren. Die Anzahl der zu gewährenden Stipendien liegt im freien Ermessen des Landesausschusses. Derzeit werden 30 Stipendien zu je L. 150.000 an Hochschüler der Provinz Bozen (also auch an Italiener) die in Italien studieren, und 20 Stipendien ebenfalls zu je L. 150.000 an Hochschüler, auch Italiener, die im Auslande — ganz einerlei wo — studieren, verliehen. Eine Erhöhung dieser Stipendien über die erwähnte Summe von L. 150.000 hinaus ist mit dem bestehenden Provinzialgesetz

(Landesgesetz) nicht möglich. Wohl aber wäre die Erhöhung der Anzahl möglich.

Wenn aber eine Erhöhung der Anzahl der Stipendien bis heute nicht erfolgt ist und auch in Zukunft nicht eintreten wird, so aus folgenden Gründen:

Mit Staatsgesetz vom 14. 2. 1963 sind Vorkehrungen getroffen worden, daß jeder in Italien studierende Hochschüler, der wirklich bedürftig ist und auch den vom Gesetz vorgeschriebenen Nachweis an wissenschaftlichen Leistungen erbringt, eine Jahreszulage erhalten kann, die für Hochschüler der Provinz Bozen, welche nicht täglich zum Hochschulort fahren können, L. 300.000 pro Jahr ausmacht. Damit scheint uns für die Bedürftigsten der in Italien Studierenden gesorgt zu sein. Für die Südtiroler Hochschüler, welche in Österreich oder in der Bundesrepublik studieren, scheint mir ebenfalls genügend Vorsorge getroffen zu sein, da mir bekannt ist, daß in den genannten Ländern von den zuständigen Stellen ebenfalls Stipendien in ganz erheblichem Ausmaße gewährt werden, so daß kein Südtiroler Hochschüler, der es mit dem Studium einigermaßen ernst nimmt und wirklich auch bedürftig ist, irgendwie um sein finanzielles Fortkommen besorgt sein müßte.

Ich möchte noch erwähnen, daß das Land — was die Stipendien anbelangt — für die Südtiroler Hochschüler, die im Ausland und Inland studieren, 9 Millionen Lire auswirft, das heißt 4,5 Millionen Lire für Studierende im Ausland und 4,5 Millionen Lire für Studierende im Inland. Das sind die Stipendien, von denen ich vorhin gesprochen habe.

Die vorhin erwähnten Gründe haben daher den Landesausschuß bewogen, (also die Gründe, daß in Italien auch durch ein Staatsgesetz gesorgt wird, und daß, sei es in Österreich wie auch in der Bundesrepublik auch gesorgt wird) den Großteil seiner für Stipendien in der Jahresbilanz zur Verfügung stehenden Geldmittel vor allem den oberen Mittelschulen zuzuwenden, wo sich die Eltern oft viel schwerer tun, für den Aufenthalt des Lernenden in einem Heim oder bei Privaten in der Stadt aufzukommen, als bei den Hoch-

schülern, deren größere Zuwendungsmöglichkeiten offenstehen, wie ich schon früher erwähnt habe. Und in diesem Zusammenhang möchte ich hier sagen, daß im letzten Jahr das Land für Mittelschüler folgende Beträge ausgeworfen hat:

40.740.000 Lire für Stipendien an Schüler der oberen und unteren Mittelschulen, 20.000.000 Lire als Beitrag des Landes für Ankauf von Schulbüchern und 22.000.000 L. als Beitrag für Transportspesen zum Besuch der Mittelschulen.

Ehrlich gesagt, ich keene aus der letzten Zeit keinen Fall eines Südtiroler Hochschülers, der -- bei Erfüllung seiner Pflicht -- aus Mangel an finanziellen Mitteln sein Studium hätte unterbrechen oder aufgeben müssen. Daher ist der Landesausschuß auch der Meinung, daß der Gesamtbetrag an Stipendien, der jährlich zur Verfügung gestellt wird, nicht erhöht werden soll, wohl aber kann man darüber reden, daß das bestehende Gesetz geändert werde, und zwar zu Gunsten einer Erhöhung der Beträge von L. 150.000 auf etwa L. 250.000 oder L. 300.000.

Frage:

Das letzte Jahr hat das Land einen Aufwandsbeitrag von 950.000 Lire für die Südtiroler Hochschülerschaft ausgeworfen. Bei einem Jahresbudget der SH von 3.271.081 Lire (wobei viele Spesen nicht einbegriffen sind, die in großzügiger Weise von anderen Instituten finanziert werden), macht das 29%.

Glauben Sie, Herr Landeshauptmann, daß dies ein angemessenes Verhältnis ist, da doch unsere Organisation wesentliche Aufgaben von öffentlichem Interesse erfüllt?

Antwort:

Wenn die Südtiroler Hochschülerschaft im Bilanzjahr 1964 für ihre Tätigkeit nur L. 950.000 erhalten hat, so aus folgenden Gründen:

Gemessen an dem Umfang der Tätigkeit anderer kultureller Verbände und Vereinigungen, für die der Landesausschuß Beiträge auswirft, ist der Beitrag an die Südtiroler Hochschülerschaft angemessen und sicher nicht zu niedrig. Ein Vergleich der Tätigkeitsberichte, besonders wenn man auch die Eigenleistungen heranzieht, zeigt dies augenscheinlich. Verglichen an den vorhergehenden Jahren ist der Beitrag für 1964 auch deshalb kleiner ausgefallen, weil bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel allen kulturellen Vereinigungen mehr oder weniger die Beiträge etwas gekürzt worden sind. Sollte es 1965 möglich sein, neben den vielen anderen Verpflichtungen, die der Landesausschuß gegenüber dem kulturellen Leben des Landes hat, auch der Südtiroler Hochschülerschaft einen größeren Betrag zuzuwenden, so wird er ein diesbezügliches Ansuchen der Hochschüler aufmerksam prüfen und nach Möglichkeit versuchen, den Wünschen nachzukommen.

Frage:

Wäre es nicht angebracht, daß das Land den größten Teil des Aufwands gesetzlich übernimmt, so daß wir unsere Funktionen erfüllen können, ohne ständig mit Geldschwierigkeiten ringen zu müssen?

Antwort:

Eine gesetzliche Übernahme des größten Teiles des Aufwandes der SH scheint mir nicht nur nicht möglich zu sein, weil dies wohl in keinem westeuropäischen Staat der Fall ist, sondern weil man dadurch auch die Eigeninitiative der Vereinigung schmälern würde. Wird einmal die Zuwendung gesetzlich generell geregelt, so besteht Gefahr, daß auch für pseudokulturelle Leistungen Beiträge in Anspruch genommen werden können, wo eine Unterstützung durch den Landesausschuß nicht mehr zweckmäßig erscheint.

Frage:

Die im Ausland studierenden, militärpflichtigen Kollegen haben mit immer größeren Formschritten zu kämpfen. Der Paß wird nur für das Studienland ausgestellt und es wird jedem Hochschüler die Rückreise nach Südtirol von italienischer Seite höchstens drei Mal im Jahre befristet gestattet. Jedesmal muß beim italienischen Konsulat ein Ausreisearranchement gestellt werden. Es ist klar, daß dadurch die Bewegungsfreiheit, die für einen Studenten und seiner Ausbildung unentbehrlich ist, stark beeinträchtigt wird. Auch wirkt es sich wie eine Diskriminierung des Auslandsstudiums aus.

Könnte nicht die Partei dagegen etwas unternehmen?

Antwort:

Soweit ich informiert bin, ist seinerzeit der Abg. Dr. Karl Mitterdorfer in dieser Angelegenheit bei den zuständigen Stellen in Rom vorstellig geworden. Ich kenne leider das Ergebnis nicht; vielleicht wäre eine neuerliche Intervention angebracht. Die Südtiroler Hochschülerschaft möge daher eine diesbezügliche Denkschrift ausarbeiten und der Partei zuleiten.

Frage:

Seit einiger Zeit müssen die in Österreich studierenden Studenten ein Aufenthalts-Sichtvermerk bei der österreichischen Polizei beantragen. Dieses kostet für mehrmalige Ausreise im Jahr 120 öS. Könnte nicht von kompetenten Stellen in Südtirol dahingehend interveniert werden, daß diese Belastung der Studentenkassa durch eine Sonderverfügung aufgehoben wird?

Antwort:

Dieser Aufenthaltssichtvermerk für in Österreich studierende Studenten ist eine allgemeine Regelung, der alle ausländischen Hochschululter unterworfen sind. Ob hier eine Ausnahme gemacht werden kann, müßte erst mit den zuständigen Stellen überprüft werden. Sicher ist aber, daß die zu zahlende Gebühr von öS 120,- also ca. 3.000 L. keine allzugroße Belastung bedeutet. Sollte es wirklich Hochschüler geben, die diesen Betrag bei all den vielen Stipendien, die sie erhalten, nicht bezahlen können, so bitte ich um Bekanntgabe dieser Härtefälle.

Frage:

In verschiedenen Studienfächern ist die Anerkennung der Studententitel durch die römischen Stellen noch nicht erfolgt. Dies betrifft sowohl österreichische, als auch fast alle deutschen Studententitel. Könnten Sie in Rom nicht Schritte veranlassen, um die baldige Anerkennung der ausstehenden Studententitel zu erreichen? Außerdem müßte man darauf dringen, die Frist der Anerkennungsprozedur, die sich jetzt bis zu einem Jahr hinzieht, zu verkürzen!

Antwort:

Diese dreifache Frage möchte ich wie folgt beantworten:

Zwischen Italien und Deutschland besteht kein Studententitelabkommen, das die Materie in dem von uns und den Hochschülern gewünschten Sinne regelt. Daher ist eine Intervention unsererseits hier wohl sehr relativ. -- Zwischen Italien und Österreich besteht das Studententitelabkommen vom 4. 9. 1956. Demnach werden eine ganz beachtliche Gruppe von in Österreich erworbenen Studententiteln in Italien anerkannt. Sicher fehlt noch manches.

Wie schon seit ehedem hat die Südtiroler Volkspartei sich auch in letzter Zeit wiederum bei den zuständigen Stellen in Österreich bemüht, daß die noch nicht anerkannten Studententitel anerkannt werden. Wie bekannt, kann dies nur im Verhandlungswege zwischen Österreich und Italien geschehen.

Leider sind heute nur Teilerfolge zu buchen. Auch im Zuge der 19er Kommission ist diese Frage angesprochen worden und sind Zusicherungen gegeben, daß im Laufe einer allgemeinen Regelung des Südtiroler Problems auch diese noch offenen Fragen gelöst werden.

Was die Kürzung der Frist der Anerkennungsprozedur anbelangt, danke ich Ihnen, daß Sie uns diese Mängel aufgezeigt haben. Wir werden über unsere Parlamentarier versuchen, eine Beschleunigung herbeizuführen.

Frage:

Kürzlich hielt Landwirtschaftsassessor Dr. Brugger auf wiederholter Einladung der Hochschülergruppe Innsbruck ein Referat. Der Besuch dieser Veranstaltung war äußerst zahlreich und die anschließende Diskussion sehr lebhaft.

Wäre es bei diesem Interesse nicht notwendig, daß oftmals Persönlichkeiten, die in Südtirol im öffentlichen Leben stehen, sich für Vorträge vor Studierenden zur Verfügung stellten? Was unternimmt die Partei, um die Jugend entsprechend zu informieren und heranzubilden?

Antwort:

Es freut mich zu hören, daß der von Assessor Dr. Peter Brugger in Innsbruck gehaltene Vortrag gut besucht war und von den Hochschülern bestens aufgenommen wurde.

Sicher ist die Südtiroler Volkspartei bereit, solche und ähnliche Vorträge über aktuelle Fragen der Heimat vor den Hochschülern auch in Zukunft zu halten. Bisher hat es aber mehr an den Hochschulen gelegen, daß solche Vorträge an den einzelnen Hochschulorten nicht gehalten wurden. Soviel mir bekannt ist, sind sämtliche Einladungen, die an politische Mandatäre Südtirols ergangen sind, immer positiv erledigt worden. Nur müssen selbstverständlich die Leute rechtzeitig angeschrieben werden.

Was die Betreuung der Südtiroler Jugend als solche anbelangt, so sieht das Statut der SVP auch im Paragraph 52 den Rahmen dieser Betreuung vor. Ich kann Ihnen verraten, daß vor nicht langer Zeit die Parteileitung beschlossen hat, diesen Punkt des Statutes zur Durchführung zu bringen und zwar in der Form, daß nun bei allen Ortsausschüssen ein Jugendreferent ernannt wird, der Mitglied des Ortsausschusses ist, daß ein Bezirksjugendreferent ernannt wird, bzw. dann gewählt wird, und ein Landesjugendreferent.

Aufgabe dieser Referenten auf Orts-, auf Bezirksebene und auf Landesebene ist die politische Betreuung der Südtiroler Jugend, die politische Aufklärung und Schulung der Jugend, damit diese zu verantwortungsbewußten Mitgliedern der Gemeinschaft erzogen werden und für die Übernahme öffentlicher Aufgaben vorbereitet werden können.

Zu diesem Zweck plant die Südtiroler Volkspartei in den verschiedenen Orten Südtirols eine Reihe von Versammlungen und Veranstaltungen, die nur für die Jugend einberufen werden, wo dann (und das soll ja dann dauernd sein) Vorträge gehalten werden, Vorträge über die politische Situation in Südtirol, über die Aufgaben der verschiedenen Körperschaften, staatsrechtliche Vorträge; diese Vorträge sollen dann ergänzt werden durch Lichtbildervorträge, die Probleme Südtirols, sei es in politischer wie auch wirtschaftlicher Hinsicht berühren.

Ich möchte hier hinzufügen, daß die SVP selbst keine kulturelle Betreuung macht, also diese Vorträge nicht in dem Sinne aufzufassen sind, daß hier eine kulturelle Betreuung erfolgt, denn das ist Aufgabe der verschiedenen kulturellen Organisationen, die ja im Lande da sind und die bereits eine rege Tätigkeit entwickeln.

Frage:

Herr Landeshauptmann, könnten Sie uns zum Abschluß noch sagen, welche Aussichten Ihrer Meinung nach Südtirol uns jungen, nachwachsenden Akademikern bietet?

Antwort:

Es ist schwer, diese Frage zu beantworten. Sicher ist es so, daß heute noch auf

allen Gebieten, wenn wir von einigen technischen und naturwissenschaftlichen Fächern absehen, die Möglichkeit besteht, in Südtirol als Akademiker sein Brot zu verdienen. Selbstverständlich muß der Akademiker, ich denke da etwa an den Arzt oder an ähnliche Berufe, auch auf das Land hinausgehen. Für die Zukunft bin ich optimistisch, vor allem deshalb, weil ja uns gemäß den Ergebnissen der 19er Kommission die Möglichkeit gebor-

ten sein müßte, eine Menge Staatsstellen zu besetzen.

Selbstverständlich müßte dann auch der Südtiroler Akademiker solche Staatsstellen annehmen. Ich bin überzeugt, daß dies in Zukunft auch leichter geschehen kann, nachdem laut Vorschlag der 19er Kommission auch erreicht wurde, daß grundsätzlich die Südtiroler, die Staatsstellen bekleiden, nicht aus der Provinz Bozen versetzt werden können.

Fortsetzung der

DISKUSSION um FRIEDRICH HEER

Wie in der letzten Nummer angekündigt, bringen wir weitere Zuschriften zum Heer-Artikel. Mit den folgenden zwei Beiträgen schließen wir die Diskussion ab.

Auch du bist dabei

Kauni hatte ich den Artikel Friedrich Heers zu Ende gelesen, da konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er die Probleme Südtirols zu einseitig unter die Lupe nimmt. Er glaubt, das Südtiroler Volk kann nur dann seine Zukunft meistern, wenn seine Jugend zu einer Intelligenzschicht herangebildet wird. Was soll dann zum Beispiel mit der bäuerlichen Jugend geschehen? Tritt deren Einordnung in die modernen Wirtschaftsgemeinschaften automatisch ein, oder glaubt er dies sei für die Zukunft Südtirols nur zweitrangig?

Zweifelsohne ist die Heranbildung eines Teiles der Südtiroler Jugend zu einer Intelligenzschicht die wichtigste Aufgabe, aber parallel mit dieser muß auch die Heranbildung der übrigen Jugend voranschreiten.

Überhaupt ist es notwendig, daß neue geistige Strömungen in das ganze Volk getragen werden. Unsere zum größten Teil bäuerliche Bevölkerung ist sehr, vielleicht zu sehr, an Scholle und Glaube gebunden und aus diesem Grunde, so glaube ich, ist es eine wichtige und dringende Aufgabe, auch unter sie einen modernen Geist zu tragen, damit sie diese Werte unter neuen Gesichtspunkten betrachten kann. Hier könnte, so glaube ich, viel besser als bisher, die geistige Arbeit des Akademikers einsetzen.

Friedrich Heer glaubt, daß auch wohlwollende Italiener, jenseits einer gewissen regionalen Maßgrenze, das Südtiroler Volk als «Barbaren», als archaische Alpenmenschen, als eine Art Indianer mitten im 20. Jahrhundert ansehen würden, wenn es nicht in den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Knotenpunkten Italiens selbst vertreten sein würde.

Schon Herr Josef Ties weist diesbezüglich in der letzten Nummer des Skolasten darauf hin, daß rein zahlenmäßig das Südtiroler Volk diese Rolle nicht erfüllen könnte, da ja dann niemand mehr für die Aufgaben im Lande Südtirol bleiben würde. Aber noch etwas, sogar sehr Wichtiges, glaube ich, wäre zu diesen Ausführungen Heers zu bemerken: Sehen die dort angeführten wohlwollenden Italiener nur die Kulturwerte ihrer Nation, erkennen sie die Kulturwerte anderer Völker, somit auch die Südtirols nicht an,

wenn sie nicht in den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Knotenpunkten Italiens vertreten sind? An dieser Stelle, glaube ich, eine Lanze für manchen Italiener brechen zu können, denn viele Italiener stehen anerkannten europäischen Werten (somit auch denen Südtirols) nicht so schlecht gegenüber.

Das heißt noch lange nicht, allen italienischen Strömungen auf einmal Tür und Tor zu öffnen. Unsere Abwehrpolitik hat solange eine Berechtigung, solange wir vor der Assimilationspolitik der Italiener nicht sicher sind. Aber es darf nicht nur Abwehrpolitik sein. Es ist höchste Zeit, daß neue Initiativen an ihre Seite treten! Auch was die schreckliche Gefahr mit den Italienern, politisch aufgeladen, der industriellen Großgesellschaft, die das Land, die Täler erobern wird, anbelangt, wäre wohl zu sagen, daß diese Gefahr vorhanden, aber nicht so groß ist, wie Friedrich Heer schreibt. Diesbezüglich muß auch gesagt werden, daß die nimmermüden Vertreter der Südtiroler Volkspartei in den letzten Jahren vieles unternommen haben, um mehreren Industrien auf die Beine zu helfen. Daß diese Industrien größtenteils auf dem Lande entstanden sind und Kleinindustrien betreffen, ist nur zu begrüßen, denn unsere Heimat ist doch für große Zentren von Schwerindustrie ungeeignet. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß das vielumstrittene Industrieproblem von Bozen dadurch gelöst wird. Hier einen befriedigenden Ausweg zu finden, ohne sich an einer der beiden Volksgruppen schwer zu stoßen, wird wohl unmöglich sein.

Die Probleme Südtirols, so glaube ich, werden ganz andere Aspekte erhalten, wenn einmal die Grenzen zwischen den einzelnen Staaten Europas fallen. Dann werden sich viele Probleme leichter lösen lassen. Daran sollten wir denken, dafür eintreten und dafür arbeiten. Aber dazu sind wir alle aufgerufen. Wenn wir Südtiroler in modernem, christlichem, demokratischem Geiste, beseelt von einer aufrichtigen Liebe zur Heimat, für diese Einigung Europas arbeiten, dann wird die Zukunft Südtirols nicht so düster aussehen, wie sie Heer uns schon bald vorzeichnen zu können glaubt. Aber da sollen wir uns dann alle sagen können: Auch du bist dabei.

Und trotzdem — die letzten Mohikane

Es kam nicht überraschend: die Diskussion um Friedrich Heers Südtirolartikel begann äußerst lebhaft und interessant. In der Tat erfordern seine dann enthaltenen Betrachtungen grundsätzliche Stellungnahmen, die entweder beistimmend oder ablehnend ausfallen müssen, denn gewissermaßen gleichgültig können solche Gedankengänge niemanden lassen. Unnütz hinzuzufügen, daß das politische Klima in und um Südtirol zweifellos besser, reifer wäre, wenn viele Diskussionsbeiträge so geartet wären.

Ich möchte heute die faire Herausforderung des Kollegen Ties annehmen und versuchen, die Gründe darzulegen, deretwegen ich mich mit seiner Stellungnahme keineswegs einverstanden erklären kann. Meines Erachtens faßt Friedrich Heer seine in dem zur Diskussion stehenden Artikel dargelegte Meinung vorzüglich in einem einzigen, kurzen Schlußsatz zusammen: das Südtiroler Volk werde erst in der offenen Ansprache der Italiener sich selbst seine Zukunft öffnen. Und ich erlaube mir, zu behaupten, daß Kollege Ties das Wesen und den Sinn eben dieser «offenen Ansprache der Italiener» verkannt hat und deshalb in seiner Stellungnahme sogar soweit geht, sie mit «... bedenkenlos Fenster und Türen öffnen» zu umschreiben und folglich ablehnen zu müssen.

Sicherlich übertreibt Heer, wenn er dem Südtiroler Volk unterstellt, es suche sich in einer Art Indianerreservation zu behaupten (aber welcher Vergleich ist denn schon nicht übertrieben?): an einer anderen Stelle aber drückt er sich dafür um so treffender, wenn auch ohne Vergleichsbild, aus: «... das, was wir nicht tun, das, wozu wir schweigen, lastet uns am schlimmsten an, vorstellt uns die Zukunft.» Und Heer, der das Problem bewußt ausschließlich vom wirtschaftlichen, kulturellen und gewissermaßen soziologischen Standpunkt aus behandelt, schließt alle unsere Unterlassungsünden in einen Begriff ein, der meines Erachtens allerdings nur in beschränktem Maße den ihm zu Grunde liegenden Gedanken wiedergeben und deshalb leicht mißverstanden werden kann: die bilaterale, zweifache Bildung. Wie ist diese nun aber tat-

sächlich aufzufassen? Kollege Ties braucht gar nicht erst zu unterscheiden zwischen Ideal und Wirklichkeit: in zwei Kultur- und Sprachwelten kann man (weder praktisch noch theoretisch) unmöglich gleichermaßen beheimatet sein. Das brauche ich gar nicht erst zu beweisen, denn adzeinwandfrei hat das mein Kollege mit seinem vorzüglichen Exkurs über das Problem der Muttersprache bereits getan. Diese Bedeutung kann also dem Heerschen Begriff der bilateralen Bildung nicht zugrunde liegen. Doch von dieser Auslegung (auf Grund deren man Heers Gedankengang aber zu Unrecht kritisiert und ablehnt, weil sie diesen keineswegs wiedergibt) zur einfachen Gegenbehauptung (Ties) Zuflucht zu nehmen, daß «die Kenntnis wenigstens einer Fremdsprache heute für jeden Akademiker eine Selbstverständlichkeit sein sollte...» (und damit zu verstehen geben, daß in dieser Hinsicht das Problem heute auf der ganzen Welt gleichermaßen besteht, ohne daß man für Südtirol eine besondere Lösung — bilaterale Bildung etwa — finden muß) heißt doch bewußt oder unbewußt am Kern der Sache vorbeigehen.

Mit einem Wort: es kommt nicht darauf an, daß wir Südtiroler in zwei Kultur- und Sprachwelten gleichermaßen beheimatet sind, denn das zu erreichen ist unmöglich und das anzustreben wäre ein Vorgehen gegen unsere eigene Muttersprache (die nur eine einzige sein kann) und gegen unsere eigene Kultur (die nur einer einzigen Kulturwelt angehören kann); doch das heißt noch lange nicht, daß wir uns deshalb begnügen können, die Kenntnis wenigstens einer Fremdsprache für selbstverständlich zu halten, denn diese Notwendigkeit ist bestimmt nicht erst von uns erkannt worden. Vielmehr kommt es darauf an, daß wir endlich einmal die Wirklichkeit ins Auge fassen: und diese Wirklichkeit besteht nicht nur aus der einen Tatsache (wie Kollege Ties behauptet), daß wir völklich, kulturell und sprachlich ein Teil Tirols und damit des deutschen Kultur- und Sprachraumes sind, sondern auch aus der anderen, daß wir seit 1919 ein Teil des italienischen Staates sind — und daß durch eine höchst ungerechte, aber deshalb nicht leichter zu ignorierende Italienisierungspolitik unserer Heimat heute ein Drittel der Gesamtbevölkerung italienisch denkende und sprechende Menschen sind, ohne daß man etwa voraussehen könnte, diese in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten vielleicht gar ausweisen zu können. Diese sind zwei Realitäten, die in Südtirol aufeinanderprallen und die Lösung des Problemes sogleich erschweren. Denn wir wollen doch, daß eine Lösung auf demokratischer, gewaltloser Weise gefunden wird: wie es der Glaube an den europäischen Geist verlangt, und nicht wie es ein verschrobener Erzbischof anders besser durchzuführen glaubt (und leider nicht nur er allein und auf seiner Insel). Meiner Ansicht nach heißt es aber, sich schlicht Illusionen hingeben, wenn man weiterhin darauf besteht, von der Südtiroler Wirklichkeit nur die eine Seite anzuerkennen und betonen zu wollen, die andere hingegen höchstens mit einem Achselzucken zu quittieren oder gar als Tabu anzusehen. Ich möchte bewußt nicht die Politik in diese Diskussion einbeziehen: in soziologischer wie auch kulturell-völkischer Hinsicht gilt aber dasselbe. Wir sind trotz Brennergrenze (und Berg-Isel-Bund...) ein Teil Tirols und werden uns auch stets Angehörige des deutschen Sprach- und Kulturraumes betrachten und alles daransetzen müssen, um uns als solche dann auch erhalten und behaupten zu können; diese unbestreitbare Tatsache enthebt uns aber nicht der Pflicht, auch die andere, genauso unbestreitbare Notwendigkeit einzusehen, nämlich die des Zusammenlebens mit den Italienern in unserer Heimat und in dem Staat, dem wir nun einmal angehören. Ich betone: das notwendige Zusammenleben, und

zwar nicht im Sinne des gegenseitigen Boykottes oder der jeweiligen Geringschätzung um jeden Preis, sondern in der realistischen Erkenntnis, daß bereits genug kostbare Zeit und Gelegenheiten auf beiden Seiten versäumt worden sind und es deshalb höchste Zeit ist, daß der eine dem anderen Verständnis entgegenbringt, ohne deshalb auf seine alternativen Rechte und Ansprüche verzichten zu müssen. Für uns Südtiroler würde ein sogenanntes Zusammenleben zur Folge haben, daß auch unserseits gar manche verzerrte und verstellte Vorstellungen zu rechtgerichtet werden könnten; — (ich will jetzt bewußt nur Grenzfälle aufzeigen, die den Kern des Problems höchstens beleuchten, keineswegs eher ausmachen können; konstruktive Vorschläge, die eingehender Betrachtungen mehr als würdig sind, hat z. B. Kollege Wielander in seiner Stellungnahme zum Artikel Friedrich Heers - Fahr. Skolast Nr 1-1965 - unterbreitet.) — man käme vielleicht zur Einsicht, daß es mit Traditionsverbundenheit und Heimatliebe eigentlich wenig zu tun hat, wenn man — wie es von gewisser Seite her geschieht ist — ein ganzes Jubiläumjahr Andreas Hofer feiert und würdigt, allerdings mehr einen, den es auch 1959 brauchte, als den, der er 1809 wirklich war (zwei Jahre später «krachte» es...) man könnte vielleicht auch davon absehen (um auf Probleme, die uns Studenten direkt betreffen, zuzusprechen) die in Italien studierenden Kol-

legen mehr oder weniger zu verächtlichen oder gar anzuklagten, sich bereits auf dem Weg der Italienisierung zu befinden, denn nur so sei es zu erklären, daß sie «hinunter» gingen zu studieren...

Ich habe in diesem Sinn den Heerschen Begriff der «bilateralen Bildung» aufgefaßt und deshalb in meiner Antwort auf den Diskussionsbeitrag des Kollegen Ties vor allem versucht, ein — meines Erachtens — unglückliches Mißverständnis zu beseitigen: bilaterale Bildung heißt, die Voraussetzungen schaffen für eine offene Ansprache der Italiener, heißt endlich einmal die Scheuklappen ablegen, mehr Selbstvertrauen beweisen und aus unserer übertriebenen Abwehrhaltung herauszutreten, heißt nicht etwa, unser Deutschtum auch nur in Frage zu stellen, sondern heißt dem Kollegen Wielander rechtgeben, wenn er sagt, unser Deutschtum werde zur Karikatur, wenn es sich nur durch Abschünung erhalten wolle. Bilaterale Bildung, so verstanden, kann man nicht, wie Kollege Ties es vorschlägt dem «künstlerischen Gewissen jedes Einzelnen überlassen» und abwarten, «ob und wann er diesen Schritt vollziehen will und soll», sondern muß von uns allen, die wir uns mit dem Schicksal unserer Heimat verbunden fühlen und an den natürlichen Fortbestand unseres Volkstums und den dazu unerläßlichen Fortschritt unseres Volkes glauben, angestrebt werden: es ist keine Zeit mehr zu verlieren.

Joachim Bonell

Befriedung, Annäherung und Zusammenarbeit der Volksgruppen in Südtirol

Ein Versuch der Hochschulgruppe Mailand

Diesen Artikel möchten wir hiermit zur Diskussion stellen. In den letzten Jahren, auch bei der Vollversammlung 1964, sind schon verschiedentlich diese neuen Kontakte zur Sprache gekommen. Das Thema erscheint uns wichtig genug, einmal in aller Offenheit und Öffentlichkeit besprochen zu werden. Können wir diese neuen Wege beschreiten? Sind sie ein Gebot der Stunde, oder glauben wir, sie mit bestem Nutzen für uns auch vernachlässigen zu können?

Kürzlich hat uns der Präsident der FUCI (Federazione Universitaria Cattolica Italiana), Herr Lanzini, eingeladen, an einer Diskussion über die Weltdienstverwagerung aus Gewissensgründen teilzunehmen. Diese zunehmenden Aufmerksamkeiten unserer italienischen Kollegen fordern von uns eine Reaktion, eine Stellungnahme. Daß diese Stellungnahme eine richtige sei, nicht zuletzt auch im menschlichen Sinne, darüber wollen wir uns aussprechen.

In Zusammenhang mit dem politischen Problem Südtirol spricht man heute auf Landes-, nationaler und internationaler Ebene so viel von Zusammenarbeit, Annäherung, Versöhnung und dergartiges mehr der Volksgruppen, die in Südtirol leben und wirken. Auch unter den Südtiroler Hochschülern fehlten die Stimmen nicht, die mit besonders gewählten Ausdrücken diese Möglichkeit in wirklich «bahnbrechender» Weise theoretisierten und sogar auf die Indianer Nordamerikas zurückgriffen, um ihre Theorie zu untermauern. Zum Glück (für das Südtiroler Volkstum) blieben diese originellen Theorien das was sie waren, das heißt Hirn-espinnste eines unruhigen Geistes auf der verzweifelten Flucht vor dem Konformismus, auf der Suche nach dem absolut Revolutionären, um die eigenen Minderwer-

tigkeitskomplexe zu überwinden. In der Wirklichkeit werden diese kosmopolitischen und utopischen Anti-Reservations-theorien wohl gegen den noch gesunden Hausverstand unseres Volkes und unserer Führungsschicht stoßen.

Abgesehen aber von diesen selbstmörderischen Auswüchsen einer originellen (oder kindisch-einfältigen) Fantasie, kann eine wirklichkeitsnahe Einschätzung der Lage in Südtirol, und die Bestimmung einer diesbezüglichen realistischen Politik von der Notwendigkeit und der Möglichkeit einer Versöhnung und Zusammenarbeit der in Südtirol lebenden Volksgruppen nicht absehen. In Mailand ist zur Zeit ein vielversprechender Annäherungsversuch zwischen den Hochschülern Südtirols deutscher und italienischer Sprache im Gange, der im Zeichen des gegenseitigen guten Willens angefangen wurde, und im klaren Bewußtsein, daß eine wünschenswerte Annäherung und Versöhnung nicht durch willkürliche und interessengebundene Kursbestimmungen von oben von einem Tag zum anderen verwirklicht werden kann, und auch nicht durch die Aufstellung wirklichkeitsfremder, abstrakter Theorien; vielmehr braucht es eine allmähliche Reifung der gegenseitigen Einstellungs. Es wurde auch schon satzhaft oft wiederholt, daß die notwendigste Voraussetzung dafür das gegenseitige Vertrauen ist; aber kein Vertrauen kann, auch mit dem be-



blinzelt

Diese neue Rubrik des Skolasten will sich keineswegs deshalb unter das Symbol der Eule stellen, um damit zu betonen, daß sie die letzte Weisheit enthält. Nein, diese Eule soll nur ausdrücken, daß wir auf der Suche nach der Wahrheit sind. Dazu gehört, daß man ganz freimüßig über Dinge und Vorkommnisse schreibt, die einem nur mal aufgefallen sind. Wenn es dann ausgesprochen ist, dann wollen wir nicht die Unaufmerksamkeit spielen, sondern um jedem Vorwurf, jeglichem Gespräch, jeglicher Diskussion stellen. Denn dann kommt das in Fluß, was wir so nötig brauchen: die Aussprache, den Kontakt zueinander.

Unsere Eule blinzelt. Das soll heißen, daß das Ausgesprochene keineswegs in all seiner Schwere abgewogen werden soll. Es sind zwar Dinge, die wir meinen, aber wir wollen dabei nicht ganz das blinzeln, das Augenwinkeln vergessen; so als wollten wir uns gleichzeitig anisotopieren, denn man weiß ja nie, was man in der gleichen Lage selbst gemacht oder geschrieben hätte.

Südtirol und die New York Times

In welch unvorstellbaren Zusammenhängen und Beziehungen unser kleines Land mit dem Weltganzen steht, konnte man erst jüngst aus einer Pressenotiz der Landesverwaltung entnehmen. Gegenstand des Exposés war der Landschaftsschutz. Wie richtig das Bemühen der Landesbehörden in dieser Angelegenheit ist, wurde mit folgenden Sätzen dokumentiert:

Die Wichtigkeit eines gut geplanten Landschaftsschutzes wird u. a. auch durch drei Artikel der bekannten „New York Times“, die im Zeitraum vom 10. bis 18. Februar erschienen sind, bewiesen. Mit dem Aufruf an die Bürger der Vereinigten Staaten... hat der amerikanische Präsident Johnson nach den Worten der großen, international verbreiteten Zeitung „eine der wichtigsten innenpolitischen Aufgaben, welche die USA zur Zeit zu bewältigen haben“, angeschnitten.

Die „Politik des Landschaftsschutzes“ in den Vereinigten Staaten dürfte beweisen, daß die Bemühungen der Südtiroler Landesregierung auf dem richtigen Wege liegen...

Können wir nicht ruhig schlafen! Wir leben ja in einem Ländchen, dessen öffentliche, verantwortliche Beamten sogar fremdsprachige, internationale Zeitungen durchforschen, um Maßstäbe und Rechtfertigungen für ihr Tun zu finden. Für unser und des Landes Wohl wird wahrlich gesorgt. St.

Eine kritische Kritik

Daß wir in einem auserwählten Land leben, in dem nur hervorragende Stücke von hervorragenden Ensembles hervorragend gespielt werden, haben uns die hiesigen Theaterkritiker inzwischen längst klargemacht. In einer Besprechung der Branner Aufführung des „Endspurt“ von P. Ustinov wurde endlich einmal ein Rezensent kritisch: dieses seltene Ereignis soll nicht unbeachtet bleiben. Ich zitiere förmlich: „Selten ist die heute so beliebte Rückblende so gut durchgeführt worden (wie bei P. Ustinov). Dabei brauchten sich die Darsteller nicht einmal —

sten Willen, emporkommen, wenn die Bedingungen dafür nicht geschaffen werden. Das gilt besonders für die schwächere Seite, also für die deutsche Volksgruppe. Es ist also vollkommen müßig, wenn man von den verschiedensten Seiten auf das menschliche, christliche, nationale und internationale Solidaritätsgefühl der deutschen Südtiroler pocht und ihnen im Namen dieser Prinzipien, versteckt oder offen, den Verzicht auf ihr Volkstum zumutet und aufdringt, den Verzicht auf ein Naturrecht, das schließlich auch menschliche, christliche, nationale und internationale Anerkennung findet. Es ist Pharisäertum, diese allgemeingültigen Prinzipien zu gebrauchen, um ein Volk zum Opfergang auf dem Altar der internationalen Befriedung zu überzeugen. Das Heimat- und Volksrecht einer kleinen Minderheit ist genauso heilig, so schutzwürdig und lebenswichtig, wie der Frieden zwischen den Kontinenten, und keiner kann sich anmaßen, darüber eine Werteskala aufzustellen, auf welche Prinzipien er sich noch immer berufen mag.

Die Mailänder Gruppe der Südtiroler Hochschülerschaft und die Hochschüler der FUCI (Federazione Universitari Cattolici Italiani) von Bozen, die in Mailand studieren, wollen eben versuchen, ob eine Annäherung und Kontaktaufnahme zwischen jungen Akademikern der beiden Gruppen auf rein menschlicher Grundlage möglich ist, und ob wenigstens in der Jugend die notwendigen Voraussetzungen in der beiderseitigen Einstellung vorhanden sind, um ein gegenseitiges Vertrauen, und somit eine Zusammenarbeit zu ermöglichen. Zu diesem Zweck wurden verschiedene Treffen und Veranstaltungen organisiert, die aber im Sinne der Organisatoren keine politische Färbung haben, sondern zunächst nur ein gegenseitiges Kennen- und Versicheren ermöglichen sollten. Diese Kontaktaufnahmen sollen in späterer Zukunft eventuell, und nicht notwendig, auch zu politischen führen. Das erste Treffen fand im vergangenen Februar statt. Es wurde ein fröhlicher, begeisterter Abend mit Gitarrenklang, Tiroler Volksliedern und Kallterer und Traminer Edelwein; ein gemütlicher Plauder- und Singabend, wie ihn sich keiner von uns vorgestellt hätte. Mit Stauern konnten wir feststellen, wie unsere Landsmänner italienischer Sprache nichts mit den Leuten gemein haben, die mit Eroberergeist in unser Land kamen, um es nach ihrem Sinn zu gestalten, unser „Barbarentum“ zu ersticken. Diese Burschen und Mädchen, das sahen wir, lieben unsere gemeinsame Heimat so wie sie ist, wie sie unsere Väter gestaltet haben, und fühlen sich ungekünstelt verbunden mit unseren Bergen, mit unseren Traditionen, mit unserer Eigenart. Ich glaube, die Worte des schlichten Volks-

liedes „Tirolerland, du bist so schön...“ sind seitens so begeistert und aufrichtig erklingen, wie an diesem Abend, aus dem Munde von anderssprachigen, aber gleichgesinnten Landsleuten; und wie staunten die Mailänder Bürger, als ein langer Zug von Jungen und Mädchen gemeinsam, beim Klange des Bozener Bergsteigerliedes, durch die Straßen der Stadt marschierte.

Später wurde dann ein gemeinsamer Tanzabend organisiert, und auch dieser kann als bester Erfolg im Sinne unserer Zielsetzung bezeichnet werden. Es wechselten dabei moderne und Volkstänze, und es kann gesagt werden, daß die Mädels der italienischen Gruppe beim Tanzen des Walzers und der Ländler an Begeisterung und Können unseren Mädchen keineswegs nachstehen.

Aber als bedeutendster Erfolg unseres Versuches möchte ich die Lesung einer Gemeinschaftsmesse in deutscher Sprache bezeichnen, die bisher zweimal stattfand, und zu der die Südtiroler Hochschüler beider Sprachen in Mailand fast vollzählig erschienen und eifrig und begeistert mitsangen und -sprachen. Diese Initiative hat einen besonders bindenden Einfluß auf die geistige Annäherung beider Gruppen ausgeübt, und den Erfolg verdanken wir dem organisatorischen Talent eines rührigen Südtiroler Priesterstudenten, Hochwürden Karl Milosi, der den Pustertaler Dialekt genau so gut beherrscht, wie die Mundart von Bergamo, der die singfreudigen Stimmen um seine Gitarre sammelt und bei gutem Südtiroler Wein eine gemütliche Heimatstunde herbeizubereiten kann. Hochwürden Milosi gilt überhaupt als Bindeglied und Katalysator zwischen den beiden Gruppen, und es ist kein Wunder, daß sein Vorschlag, einen Gemeinschaftsgottesdienst zu organisieren, größten Anklang fand. Trotz verschiedener organisatorischer Schwierigkeiten konnte eine Kirche mit Harmonium gefunden werden, und es fand dort, mit andachtvoller und aufrichtiger Beteiligung aller, ein Gottesdienst statt, wie wir ihn schöner und feierlicher lange nicht mehr erlebt haben. Bald danach wurde nochmals eine Sonntagsfeier in deutscher Sprache organisiert, und in den nächsten Tagen steht eine Gemeinschaftsmesse in italienischer Sprache auf dem Programm.

Die Südtiroler Hochschüler in Mailand möchten mit diesem Versuch konkret zur Befriedung in Südtirol beitragen, und alles weist darauf hin, daß der eingeschlagene Weg richtig ist; wir wünschen uns, daß der Erfolg unserer Initiative wirklich einen kleinen Schritt vorwärts bedeute, in der Erreichung des Friedens ohne Selbstaufgabe in Südtirol.

Walter Demetz

Die Hochschulgruppe Innsbruck berichtet

Ich war mir von allem Anfang an bewußt, daß es nicht leicht sein würde, etwas Schwung in unsere Hochschulgruppe zu bringen und weil ich das — als Mädchen — nicht gut allein tun konnte, verpflichtete ich mir tüchtige Mitarbeiter, die zum Teil die Probleme, die Vorzüge und die Schwächen unserer Gruppe selbst miterlebt hatten. In der Faschingszeitung heißt es ja:

„... und verführt sogar die allen Krieger damit zu neuem Arbeitsfieber...“

Nun, daß unsere Veranstaltungen — sei es die kulturellen oder die gesellschaftlichen — die oft mit vielen Organisationschwierigkeiten verbunden waren, zu unserer Zufriedenheit abgehalten werden konnten, verdanke ich nicht zuletzt ihrer Hilfsbereitschaft und uneigennütigen Mitarbeit. Fortsetzung nächste Seite

wie in einem seit einigen Jahren oft aufgeführten Stück eines anderen Autors — in Nashörner umzuwandeln, was ihnen meistens sehr unvollkommen gelingt. Glücklicherweise, sonst hätten sie vielleicht zunächst den Verfasser des Stückes aufgespießt. Hier, bei Ustinov, konnten sie lebendige Menschen bleiben, und das ist gut so.

Mag sein, daß es gut so ist. Keineswegs ist es aber gut, sich in einer Kritik von Ustinovs »Endspurt« über die Nashörner von Eugène Ionesco (der »andere Autor«) auszulassen. Die einzige Beziehung dieser Stücke zueinander besteht nämlich darin, daß sie nichts miteinander zu tun haben, also kann man sie auch nicht vergleichen. Die »Argumente« gegen Ionesco sprechen für sich; ich möchte dem Kritiker nur noch raten, sich in einem Tiergarten biologisch vollkommen Nashörner anzusehen. Ionesco geht es nämlich nicht um solche, sondern um Leute, die nach Nashornart blödsinnig einherrennen und alles zertrampeln, was ihnen in den Weg kommt und nicht Nashorn ist. Deshalb könnte so mancher Kritiker in Ionescos Nashörnern mitspielen, auch wenn er sie nicht verstanden hat. Es wäre dann vielen geholfen: den Kritikern, die etwas Passendes zu tun hätten und den Theaterbesuchern, die von ihren Kritiken verschont blieben.

Aufs Maul geschaut

Nein, ich bin kein Sprachforscher und ich beabsichtige auch nicht, ein Lexikon der Tiroler Mundarten herauszugeben; die nachstehende Beobachtung ist nur zufälliger, ja mehr noch: unfreiwilliger Art. Sie scheint mir aber dennoch in mancherlei Hinsicht sehr aufschlußreich zu sein. Genau hat ich sie, während ich in einem Bonner Restaurant beim Morgenkaffee saß und die Tageszeitungen las. Für gewöhnlich mache ich beim Zeitunglesen wenig Beobachtungen, denn ich besitze die Fähigkeit, mich so in die Lektüre zu vertiefen, daß ich von dem, was um mich geschieht, nichts bemerke. Daß aber konnte man auch bei bestem Willen nicht übersehen und noch weniger überhören: Wie nämlich zwei junge Burschen ins Lokal hereinkamen und sich an einem Tisch hinter mir niederließen. Nicht, daß sie Stühle umgeschmissen und Gläser umgekippt hätten, das nicht. Aber die Art ihres Auftretens, und dann vor allem ihre Sprache, paßten so wenig in das immerhin dezente Lokal, wie zu ihrer gewiß schicken und eleganten Kleidung. Trotzdem hätte ich mich für die beiden wohl kaum sehr lange interessiert, wenn sie mich nicht durch ihr lautstarkes Gespräch und die nicht spärlich verwendeten Kraflausdrücke immer wieder aus meiner Lektüre aufgeschreckt hätten. Indes, ich tröstete mich mit folgender Überlegung: Offensichtlich sind das Fuhrleute, und Fuhrleute, die den ganzen Tag Säcke schleppen und mit Pferden umgehen, die haben nun einmal eine kräftige Stimme, und wo sollten sie eine feine Sprache herhaben? — Allerdings fiel mir aber auf, mit welcher Vorliebe sie ihre Diskussion mit gewissen Tiernamen zu spicken pflegten, wobei sich der Esel, der Ochse, der Hund und das Schwein besonderer Beliebtheit erfreuten. Nun, dachte ich mir, das sind wahrscheinlich nicht Fuhrleute, sondern Viehhändler, die hier auf diese Weise fachsimpeln. — Jedoch, auch diese Überzeugung mußte ich bald darauf wieder preisgeben, denn ich hörte, zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß plötzlich von Universitäten, Professoren und ähnlichem die Rede war und zwar in einer Weise, welche unbestreitbar die Kenner solcher Dinge verriet. Ich zog daraus wider allen Anschein den Schluß, daß es sich bei den beiden weder um Fuhrleute,

beit, und ich möchte ihnen allen meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank aussprechen.

Wir hatten in diesem Semester eine *ordentliche* und eine *außerordentliche Vollversammlung*, die beide sehr stark besucht waren: 89 bei der ordentlichen und 87 bei der außerordentlichen. Aufschlußreich für uns war vor allem die außerordentliche Vollversammlung am 10. Dezember 1964, denn man konnte sehen und — hören, wie »aktiv« eigentlich unsere Gruppe ist! Wenn auch mancher von dieser Vollversammlung nicht gerade den besten Eindruck hatte, so hoffe ich, daß er in der Zwischenzeit doch einen besseren gewonnen hat!

An geistig-kulturellen Veranstaltungen hatten wir in diesem Semester sechs Vorträge und einen Lichtbildervortrag.

Unser erster Vortragsabend war am 10. November, und zwar die Diskussion mit dem berühmten Karikaturisten *Paul Flora*, bei der ich eine große Teilnehmerzahl begrüßen konnte.

Ein voller Erfolg — mit 120 Teilnehmern — war der Vortrag von Rechtsanwalt *Dr. Hugo Gamper* »Über den Mailänder Prozeß« am 1. Dezember, bei dem auch führende Persönlichkeiten des Landes und die Presse anwesend waren.

Einen sehr guten politischen Vortrag hielt *Dipl. Ing. Karl-Heinz Lemmrich*, Mitglied des deutschen Bundestages, am 15. Jänner, über »Die deutsche Wiedervereinigung — das große Ost-West-Problem«. Die 108 Anwesenden folgten mit Spannung diesem interessanten aktuellen Vortrag, der gleichsam auch als Vorbereitung für die bevorstehende Berlinfahrt diente.

Der Vortrag von *Univ.-Prof. Dr. Herbert Braunsteiner* am 19. Jänner war nicht nur von Medizinern, sondern auch von Kollegen anderer Fakultäten stark besucht. Prof. Dr. Braunsteiner sprach über ein wichtiges Kapitel der Vererbungslehre »Über die Bedeutung der Chromosomen in der Medizin«. Die Teilnehmerzahl 85 ist für ein ausschließlich medizinisches Thema sehr hoch.

Unser Kollege *Kofler Erich* zeigte uns am 26. Jänner in seinem Lichtbildervortrag »Ferienerlebnisse« schöne Farbaufnahmen über Bergtouren und über die Lüneburger Heide, die unter den zahlreichen Erschienenen vollste Anerkennung fanden.

Ein literarisches Thema behandelte am 2. Februar 1965 *Univ.-Doz. Dr. Walter Weiß*: »Büchner und Brecht — zwei politische Dichter?»

Der letzte Vortrag, gehalten von *Ass. Dr. Peter Brugger* am 9. Februar »Hat der Südtiroler Bergbauer eine Zukunft?«, zeigte das starke Interesse der Südtiroler Hochschüler in Innsbruck für die Probleme ihrer Heimat — es waren über 80 anwesend! Auch an diesem Abend konnte ich prominente Persönlichkeiten des Landes begrüßen.

Und nun zu den anderen Veranstaltungen:

Ein einmaliges Erlebnis für uns war die *Excursion nach Stams und Ötztal* am 21. November. Im Ötztal-Ort hatten wir die Gelegenheit, einen modernen Holzverarbeitungsbetrieb zu besichtigen. Oberregierungsrat *Dr. Pöll* von der Landesplanung, der die Führung übernommen hatte, gab uns unter anderem Aufschluß über moderne Bauernsiedlungen im Oberinntal. Sehr interessant war auch die Besichtigung des Zisterzienserklosters von Stams unter der Führung von *Pater Josef*.

Gesellschaftliche Veranstaltungen:

Um den Gemeinschaftssinn in unserer Gruppe zu fördern und zum Zwecke des gegenseitigen Kennenlernens, veranstalteten wir am 24. November erstmalig eine *Kastanienparty*, die zur besonderen Zufriedenheit aller ausfiel. Für die musikalische Umrahmung sorgte unsere eige-

ne Gruppen-Band, die besonderes Lob erzielte.

Am 28. November fand unser traditionelles *Nikolobrotchen* statt, zu dem die Kolleginnen und Kollegen zahlreich erschienen. Die dezente Dekoration, die bereitgestellten Nikoloteiler, die Musik und die gute Stimmung machten auch dieses gesellschaftliche Beisammensein zu einem großen Erfolg. An dieser Stelle möchte ich auch unseren Kolleginnen *Kleewein Christine* und *Zonta Renate* für ihre grosse Hilfe danken.

Ein schöner Erfolg wurde unsere *Weihnachtsfeier* am 15. Dezember, der die Darbietungen des Chores und die Aufführung einer Szene aus dem Laienspiel »Mariä Verkündigung« von *Paul Claudel* einen feierlichen Rahmen gaben. Den 138 Anwesenden wurde als bescheidenes Weihnachtsgeschenk ein Taschenbuch überreicht. Regierungsrat *Dr. Senn*, der zu dieser Feier erschienen war, überbrachte uns die Grüße vom Landeshauptmann *Ök. Rat Wallnöfer*, der aus dienstlichen Verpflichtungen unserer Einladung nicht folgen konnte.

Ein lustiger Abend für alle, die daran teilnahmen, war der *Faschingsball* am 4. Februar, der erstmalig in unserer Gruppe offiziell abgehalten wurde. Er stand unter dem Ehrenschutz des Herrn Bürgermeisters *DDr. Luggler*. Großen Applaus fand die Aufführung des humoristischen Stückes »Eine fidele Gerichtssitzung« von *Richard Heinze* durch unsere Kollegen *Ties, Unterkircher, Lang Adolf* und als Pianistin *Traudi Rass*. Eine gutgelungene Überraschung war um Mitternacht die Einlage von den bekannten Schauspielern *Vlssak und Cingl*, deren Darbietungen von Herrn *Graf vom Konservatorium* begleitet wurden.

Sportliche Veranstaltungen:

Es wurde wöchentlich in der *LEA-Turnhalle* in der Fallmerayerstraße eine Turnstunde mit verschiedenen Ballspielen abgehalten.

Auf vielseitigen Wunsch konnten wir auch einen Schwimmkurs veranstalten, der — trotz der frühen Morgenstunde — immer stark besucht wurde.

Unsere gemeinsame *Rodelpartie* am 27. Jänner führte uns auf die *Mutterer-Alm*. Nach einem gemütlichen Beisammensein in der *Mutterer-Alm-Hütte* fuhren wir alle gutgelohnt zu *Taie*.

In diesem Semester konnte wieder eine *Volkstanzgruppe* aufgestellt werden. Ich konnte dazu einen bekannten Volkstanzlehrer verpflichten und zwar *Herrn Ing. Kuchling*. Ein Zichorgelspieler sorgte für reiche Abwechslung und gute Laune.

Theaterbesuche:

Es tut mir leid, daß wir uns das versprochene Theaterstück von *Karl Wittlinger* »Zum Frühstück zwei Männer« nicht anschauen konnten. Es fand nämlich immer entweder an einem Wochenende oder an einem Dienstag statt, oder sonst in einer Woche, in der wir immer unsere Veranstaltungen hatten. Dafür konnten wir uns drei andere Theaterstücke anschauen und zwar:

»Bernarda Albas Haus« von *García Lorca*
»Piroshka« von *Hugo Hartung*
»Der zerbrochene Krug« von *Heinrich von Kleist*.

Was ich meinem Tätigkeitsbericht noch hinzufügen möchte, ist folgendes: Es ist mir gelungen, unsere Bibliothek durch mehr Bücher zu erweitern. Das Bundesministerium für Unterricht in Wien hat uns auf unser Ansuchen Bücher im Werte von 10.000 G\$ bewilligt. Die Sendung ist bereits zu Weihnachten eingetroffen. Es ist dies eine wertvolle Ergänzung unserer Handbibliothek — somit haben unsere Mitglieder unter anderem die Möglichkeit, von unserer Bibliothek aktuelle Romane vieler zeitgenössischer Autoren auszuleihen und zu lesen.

Ida Miribung, Innsbruck
Alt-Verbindungsman

HINTER DEM EISERNEN VORHANG

Wir mußten uns beeilen. Reiseroute und Zeiteinteilung waren auf der Landkarte festgelegt worden; aber hier in Jugoslawien sah es anders aus. Die Strecken wurden immer länger, der Zustand der Straßen immer schlechter. Man hatte uns informiert, daß es im Süden des Landes, in der Herzegowina, in Montenegro und Makedonien schlecht damit bestellt sei. Aber unsere Vorstellungskraft war offenbar nicht imstande gewesen, dies richtig vorzusehen und die entsprechenden Vorkehrungen zu treffen.

Es ging schon gegen 2 Uhr nachmittags, als wir endlich Kotor, die südlichste Adria-Stadt Jugoslawiens, gelegen an der gleichnamigen Bucht, erreichten. Wir hatten alle noch nichts gegessen, denn längs der Strecke war weiß und breit kein Hotel oder Restaurant zu sehen gewesen. Nun mußte ein Mittagessen für die Gruppe organisiert werden.

Es war aber für mich als Reiseleiter keineswegs leicht (wie es sicherlich bei uns der Fall wäre), Köche und Kellner eines größeren Restaurants zur Bereitstellung eines Mittagessens zu veranlassen: die eigentliche Mittagszeit sei schon um, man hätte nichts Ordentliches anzubieten usw., sagte man. Das Blatt wendete sich erst, als man diskret die Möglichkeit eines privaten Trinkgeldes für das Bedienungspersonal andeutete, worauf alles wie am Schnürchen lief; natürlich durfte der offizielle Kassier, als Vertrauensmann des Staates, nichts davon wissen; oder tat er nur so, als wisse und merke er nichts?

Nach dem hastig hinuntergeschlungenen Essen ging es gleich weiter. Wir mußten ja noch vor Sonnenuntergang die Grenze Albanien erreichen, andernfalls wir diese gesperrt vorfänden. So hatte man es uns auf der albanischen Geschäftsstelle in Wien eingeschärft.

Die Straße führte aufwärts. Kotor lag nun unter uns. Um diese Stadt zu erreichen, waren wir vorher lange landeinwärts gefahren, immer einem Meerarm entlang. Nun konnten wir diesen Meerarm entlang, da wir ständig stiegen, immer besser überblicken. Er zieht sich in weiten Windungen, die Flußmäandern gleichen, zum weiten Meer hinaus.

Wir befanden uns (das hatten wir alten Reisebüchern entnommen) auf der ehemals berühmten Lovcenstraße. Die Bucht von Kotor, die im alten Österreich Reisenden ein Begriff war, würde nun zur Gänze überschaubar. Das Meer hatte mit Polypenarmen tief in das verkastete Land hineingegriffen, hatte sich breite Becken geschaffen und enge Durchgänge zwischen schroffen Felsen erzwungen. Hier zog sich das azurblaue schimmernde Wasser dahin, dort verschwand es hinter Bergücken, wurde dann weiter hinten plötzlich wieder sichtbar, näherte sich in einer Schleife dem Auge, entfernte sich neuerdings, um dann plötzlich an einem gewaltigen Bergmassiv zu enden. Ganz weit draußen sah man noch weißlich das offene Meer schimmern. Ein norwegischer Fjord in den Süden versetzt, dazu in den weichen, etwas verschleierte Farben, die die Wirklichkeit entschärfen und diesen Gegenden und dem Leben den magischen Zauber des Traumhaften, Gewichtlosen verleihen — so nutzte uns dieses Bild an.

Langsam ratterten wir höher. Über die kühne Anlage und den guten Zustand dieser Paßstraße wunderten wir uns sehr; wir erfuhren später, daß diese Straße noch die Österreicher gebaut hatten.

Nun ging es über einen Sattel. Die wunderbare Szenerie verschwand wie mit einem Schlag. Wir waren inmitten einer Steinvüste. Dieses Gebiet gehört bereits zur Volksrepublik Montenegro. Früher war Montenegro ein Königtum gewesen; der König hatte sich König der Steine genannt. Cetinje, die frühere Hauptstadt des Gebietes, wurde durchfahren. Hier steht noch der alte Königspalast. — Schon ging es wieder abwärts, dem breiten Moraca-Tal zu. Wir erreichten Titograd, die heutige Hauptstadt Montenegros.

Obwohl es mit der Sonne schon abwärts ging, und wir noch 25 Kilometer vor uns hatten, mußten wir einen kurzen Erholungsaufenthalt einschieben. Als wir in einem Restaurant albanisches Geld kaufen wollten, schüttelte man verständnislos den Kopf. Man bedeutete uns, daß die Grenze schon seit Jahren gesperrt sei. Erregt debattierten die Leute im Restaurant untereinander. Einige deuteten in Richtung Albanien und machten das Zeichen des Halsabschneidens.

Wir hatten schon über die Spannungen an der jugoslawisch-albanischen Grenze gehört. Auch hatte man uns gesagt, daß wir seit Kriegsende die erste Gruppe aus dem Westen seien, die nach Albanien einreisen dürfte. So konnten wir die Verwunderung der Leute verstehen. Einer, der gebrochen Deutsch sprach, sagte: «Wir wissen fast nichts von da drüben, nur soll es dort nicht gut sein.»

Das hörte man in einem kommunistischen Land über ein kommunistisches Nachbarland. Wir waren gespannt.

Man wies uns die Richtung. Wir fuhren los. Nirgends ein Wegweiser. An jeder Ecke schrie ich hinaus: Albania — und man schwenkte die Arme in eine Richtung. Wir durchquerten das Tal der Moraca. Der Weg wurde immer miserabler. Wir waren ja keineswegs verwöhnt, da man in Jugoslawien auf allerhand gefaßt sein muß. Den Asphalt hatten wir in Titograd gelassen. Aber das hier: Schlaglöcher, Hindernisse in Form von Steinen und Erdhäufen, plötzliche Umwege über das Gelände. Eine weite öde Landschaft dazu. Nur selten begegneten wir armen Bauern mit Maultieren. Dann hörten auch sie auf.

Wir holperten dahin. Mehr als 15 km Stundengeschwindigkeit war nicht möglich. Die Sonne stand schon sehr tief. Zum Glück gab es in Richtung Sonne keine Berge, sonst wäre es schlecht um uns bestellt gewesen. Der Weg bot gerade Platz für den Bus. Unsere Sorge war, daß uns etwas begegnen könnte; aber es kam nichts daher.

Das war also die Hauptzugangsstraße nach Albanien, wie ich es in Büchern gelesen hatte!

Endlich, die jugoslawische Grenzstelle. Die Soldaten wollten ihren Augen nicht trauen. Mißtrauisch blickten sie uns an. Trotzdem wurden wir schnell abgefertigt. Nun wieder weiter durch das Niemandsland. Kein Mensch war zu sehen. Nach etwa 3 km passierten wir eine Hütte. Dann, etwa 100 m weiter, war die Straße durch einen Schlagbaum versperrt. Hin-

ter uns rannten schreiend und gestikulierend Soldaten aus der Hütte.

Sie alle hatten grobe Uniformen an, die zudem noch alt und zerschissen waren. Schnell stieg ich aus und zeigte dem ersten Soldaten das albanische Visum in meinem Paß.

Nun trat ein Herr in einem eleganten Anzug aus der Hütte. Während ich eben meine sämtlichen Sprachkenntnisse an den Soldaten versuchte, trat dieser auf mich zu und stellte sich in tadelloser Deutsch als Herr Schwarz vor. Er sagte, er sei vom albanischen Staate beauftragt worden, uns sicher und bequem als Dolmetscher und Fremdenführer durch das Land zu bringen. Er sei ab nun zur Verfügung aller.

Wir war dieses freundliche Anerbieten (das ja auch zugleich ein Zwang war) sehr gelegen, da ich nun für einige Zeit meines anstrengenden Amtes entbunden war.

Die amtlichen Formalitäten begannen. In Tirana wurde telephonisch angekündigt, daß wir angelangt seien. Jeder mußte seinen Paß hergeben. Die Pässe wurden, ich sah es genau, von vorne bis hinten abgeschrieben. Listen wurden angelegt. Formulare verteilt, auf denen jeder sämtliche Gegenstände, die er bei sich führte, eintragen mußte. Ausgenommen von dieser Bestimmung waren nur die Kleider.

Der Bus mußte durch Wasserlöcher fahren, damit die Profile der Reifen nachher auf eigens gemachten Zementplatten gut sichtbar würden; wahrscheinlich um sich zu vergewissern, daß man mit denselben Reifen das Land wieder verläßt. Man konnte ja schließlich auf den Gedanken kommen, neue Reifen gegen alte für eine erhebliche Summe umzutauschen.

Drei Stunden dauerte die Prozedur. Inzwischen war es tiefe Nacht geworden. Endlich konnten wir unseren Weg fortsetzen. 150 km mußten noch bis Tirana zurückgelegt werden. 20 km lang war die Straße nicht besser als auf der anderen Seite.

Erst ab Shkodër war sie etwas breiter und asphaltiert.

Unser Führer begann zur Gruppe zu sprechen. Er erzählte vom Lande, von der früheren Knechtschaft der Leute unter Türken und Feudalherren, vom erschreckenden Analphabetismus noch vor zwanzig Jahren, von überwundenen Seuchen und Landplagen. Dann kam er auf die Gegenwart zu sprechen. Der Regierung sei es gelungen, den Leuten Arbeit zu verschaffen, die allgemeine Schulpflicht einzuführen, die Epidemien endgültig zu verbannen, die Blutrache in den Bergen, die die Menschen noch bis zum letzten Weltkrieg terrorisiert habe, durch strenge Maßnahmen zu unterbinden. Wir wollten nun Näheres von ihrem Nationalhelden Skanderbeg wissen, der, aus albanischem Fürstenhaus stammend, als Kind nach Konstantinopel gebracht und dort erzogen worden war. Ein gefürchteter türkischer Heerführer geworden, hatte er zufällig von seiner Abstammung erfahren und war zu den Albanern übergetreten. Als Organisator und Held des albanischen Befreiungskampfes war es ihm gelungen, die Türken aus dem Land zu drängen. Doch nach seinem Tode war sein Werk wieder zunichte geworden.

noch um Viehhändler, sondern einzig und allein um Studenten handelte. Mir klang das zunächst selbst wie ein *credo quia absurdum*, doch dann fiel mir ein, daß ich eigentlich schon des öfteren Gelegenheit hatte, festzustellen, wie wenig sich doch ein Tiroler, trotz seines langen Hochschulstudiums, um sein kerniges und unwüchsiges Wesen bringen läßt, wie schnell er sich, aus der Ferne zurückgekehrt, dem ländlich-trauten Milieu anzupassen weiß. Und: «Glückliches Land», sagte ich zu mir selbst, «in dem die Bildung so sehr Allgemeingut wird, daß man einen Studenten nicht von einem Fuhrmann, einen Akademiker nicht von einem Bauern unterscheiden kann.» G.

Die Last eines Geschenkes

Juwelrie

Es wird manchmal über das haarsträubende Deutsch gelästert und geschimpft, das man in Bekanntmachungen der italienischen Behörde in Südtirol «bewundern» kann. Auch ich bin der Ansicht, daß man energisch verlangen soll, daß die Übersetzungen ins Deutsche korrekt durchgeführt werden sollten. Viel wesentlicher aber scheint mir zu sein, daß man über der — notwendigen — Kritik an diesen unlegbaren Mißzuständen nicht den Balken im eigenen Auge übersieht. Niemand wird nämlich die unumstößliche Tatsache abstreiten können, daß viele Südtiroler ein geradezu artistisches Kauderwelsch sprechen, das sich einerseits aus dem Südtiroler Dialekt, andererseits aus italienischen und neuerdings durch den angekurbelten Fremdenverkehr — schriftdeutschen Brocken zusammensetzt. In diesem sprachlichen Mischmasch, den man bei uns dauernd hören kann, liegt viel Natürliches. Jede Sprache ist etwas Lebendiges und in stetem Wandel begriffen. Gerade wir Südtiroler, die wir am Scheitelpunkt des deutsch-italienischen Sprachraumes leben, erfahren dieses Gesetz tagtäglich.

Besorgniserregend wird dieser Sprachwandel erst dann, wenn er in Sprachverwilderung ausartet. Ganz offensichtlich ist dies in Südtirol seit geraumer Zeit der Fall. Unser Südtiroler Dialekt droht zu einem häßlichen Mischmasch zu werden, der nicht auf Grund eines gesunden, organischen Wandels, sondern wegen der Faulheit von vielen Südtirolern entsteht, die ständig mit italienischen Wörtern und Sätzen herumwerfen, weil ihnen der passende deutsche Ausdruck nicht gerade einfällt.

Schriftlichen Ausdruck dieser sprachlichen Verwilderung kann man in ausreichendem Maße besonders in Bozen antreffen. Da wird «gioielleria» mit «Juwelrie» übersetzt und ein Kaufmann wirbt mit «20%—60% realer Skonto. Stark ermäßigte Preise wegen unseren Winter-schlußverkauf».

Wenn das so weitergeht, sind wir wohl alle d'accordo, daß wir bald keinen Grund mehr haben werden zu «juwelieren».

K.

Gewählte Toiletten

Kürzlich schrieb Dr. Guarda für den Skolasten einen Beitrag, der sich mit der Kritikerfähigkeit befaßte. Guarda führte aus, wie seiner Meinung nach Kritik aussehen müßte. Wie Kritik eindeutig nicht aussehen darf und auch ihren Wert als Kritik verliert, dürfte das folgende Beispiel als eines von vielen zeigen. Es handelt sich um eine Theaterrezension, die in den üblichen (nicht-sagenden, nicht-beweisbaren) Superlativen gehalten ist. Die Tagespresse dürfte sich hier allzu krasse «Provinzialismen» nicht leisten.

...Zwei Stunden, die leider viel zu schnell verfliegen, unterhielt sich das Publikum glänzend in Hans Weigels «Der eingebildete Doktor». Stück und Schau-

«Pax vobis... quorum remisistis peccata, remittuntur eis, et quorum retinueritis, retenta sunt.» (Joh. 20. 21-23).

Damit hat Jesus am Tag seiner Auferstehung den Seinen ein Geschenk gegeben. Der Mensch soll aus dem Mund von Menschen mit den eigenen Ohren hören, daß Gott ihm verzeiht. Das bedeutet, daß wir in interpersoneller Kommunikation, also in persönlicher Mitteilung Gott begegnen. Daran erreicht die Menschwerdung Gottes einen Höhepunkt. Das, was phänomenologisch existenziell in der Begegnung von Menschen geschieht, erhält eschatologischen Wert, es reicht in die Ewigkeit hinein. Zugleich gewinnt es in einem vertieften Sinn kosmische d. h. Welt und Menschheit umspannende Bedeutung.

Der Mensch, der sich durch die Sünde gegen Gott und gegen die Gemeinschaft der Kirche gestellt hat, begegnet dem Priester, der diese Gemeinschaft repräsentiert. Ja, es ist die Gemeinschaft der Kirche selbst, die dem Sünder ihren Frieden und ihre Versöhnung wiedergibt und durch die Buße seine ganze, durch die Sünde geschädigte Wirklichkeit in eine neue Grundentscheidung hinein zu integrieren sucht.

Im Ritus der Kirchenbuße frühchristlicher Zeit scheint das Wesen des Sakramentes deutlicher auf: Der reuige Sünder bekennt vor dem Bischof seine Schuld und wird von ihm zunächst aus der Kirche ausgeschlossen, damit er dort stehe, wohin er sich durch die Sünde innerlich gestellt hat: in der Gottferne, außerhalb der Kirche und in der Einsamkeit der Sünde. So hat die Lüge keinen Platz mehr. Denn jetzt erscheint der Sünder im Bußkleid und am Büsserplatz vor der Gemeinschaft und vor sich selbst als der, der er wirklich ist: als Sünder. Erst nach jahrelanger Probezeit, wenn sich Buße und Umkehr als echt erwiesen haben, wird er durch den Bischof unter Gebet

und Handauflegung wieder in die Gemeinschaft der «Sünder, die heilig sind», aufgenommen und dadurch selbst geheilt. Dies geschieht im Beisein und mit der Fürsprache aller Heiligen, also der ganzen Kirche. Nur der ganzen Kirche als der Braut Christi hat Jesus die unfehlbare Erfüllung ihrer Bitten verheißen, so daß mit der «pax Ecclesiae», die der Bischof dem Sünder mit-teilt, auch der Friede mit Gott gegeben ist.

Heute ist uns die richtige Einstellung zum Bußsakrament weitgehend verloren gegangen, letztlich weil uns die adäquate Vorstellung von der Kirche fehlt. Nur so konnte das Bußsakrament zur privat erlebten Andachtsbeichte werden, die allzuleicht Wichtiges und Lächerliches in einem Tonfall bringt; — damit soll nicht der Wert dieser Bußform bestritten sein. Die Buße wird aber zur sinnlosen Last, wenn der Mensch nur aus blindem Gehorsam heraus das Gebot der Kirche befolgt, weil er kein scheidend Glaubender ist, der dann zur Beichte geht, wenn er sich im Gewissen verpflichtet fühlt. Der Christ muß wieder vom automatischen Befolgen der Regeln und Gebote zur Freiheit verantwortungsbewußter Entscheidungen durchbrechen. Dann ist er auch nicht mehr zu etwas verpflichtet, wenn er sich im Gewissen nicht verpflichtet fühlt. Nur so ist verständlich, daß der hl. Augustinus sein ganzes Leben — nach der Taufe — nie beichtete. Die Kirche hat dem Menschen diese Freiheit immer gelassen, nur ist dieses Wissen im Laufe der Jahrhunderte im Volksbewußtsein verschüttet worden.

In unserer Verantwortung liegt es also, das Sakrament der Buße theologisch voller und personaler zu vollziehen. Dann wird uns vielleicht der Geschenkecharakter des Ostertages aus den Türmen verpflichtender Lasten neu aufleuchten und Ostern zum Tag der Freude werden.

Popi Zelger

spieler garantierten dafür (wo ist die Garantie deponiert worden?), daß der Erfolg gesichert war (Phrase). Hans Weigel ein Begriff für sich (das wäre mir neu), spricht von Humor, kommt dann aber doch der Wahrheit nahe. (Können Humor und Wahrheit nichts miteinander zu tun haben?) Urheber dieser Lachsaloen war wohl Harry, der kein Arzt, sondern Versicherungsagent ist, meisterlich dargestellt von Helmut Vlasak. Ihr würdig zur Seite steht... Frau Otty Drescher, die hier als sprühendes Temperament schon mehrfach bewundert werden konnte, hatte diesmal rollenmäßig nicht die Chancen, dasselbe voll entfalten zu können, doch sie und ihr Gatte wurden doch von ihren Komplexen vom falschen Arzt gründlich geheilt... Gath, als Hausgehilfin Mini, entzückte die Zuschauer mit ihrer köstlichen Mimik.

Daß die Psychoanalyse nicht gut wegkommt, schadet nichts, denn Kari Kraus, der geschliffene Dialektiker, sagt ja, daß sie jene «Geisteskrankheit ist, für deren Therapie sie sich hält».

Die vornehme Inszenierung, die gewählten Toiletten und die gepflegte Sprache, kurz alles, was zu einem richtigen Gesellschaftsstück gehört, ließen somit auch die theaterbegeisterten Briener wieder zu einem genußreichen Abend kommen...

Wäre nicht besser keine «Kritik» als so eine? Wenn nützt so etwas? Das gastierende Ensemble lacht sich den Buckel voll, das Lesepublikum wird verbildet statt gebildet. Das ist nicht die Aufgabe der Presse in einem Lande, das kulturell so schwer gefährdet ist.

DIE FREIE BERUFS AUSÜBUNG FÜR AKADEMIKER IM ZUKÜNFTIGEN EUROPA

Ludwig Erhard bekannte sich 1954 zu der Überzeugung, daß, so viele Hemmnisse heute auch noch vorhanden sein mögen, wir eines Tages doch zu einer Integration des europäischen Wirtschaftsraumes kommen werden. Die freie Welt wird so lange nicht wahrhaftig frei sein, als in ihr die wirtschaftliche Freizügigkeit nicht voll verwirklicht ist. Die Freizügigkeit ist eine notwendige Voraussetzung zur Erreichung des Lebensstandards, der notwendig ist, um der Gefahr des Kollektivismus zu begegnen. Mit zur Freiheit hat sich immer gelohnt. Daß er sich tatsächlich gelohnt hat, wird — ein Jahrzehnt danach — niemand bestreiten.

Galt vor einem halben Jahrhundert die Idee einer europäischen Einigung als schwärmerischer Traum, vor einer Generation noch als Zukunftsideal einiger Gelehrten und Staatsmänner, so erleben wir heute die Verwirklichung einer europäischen Integration zumindest auf wirtschaftlichem Gebiete. Nicht mehr das Ob, sondern das Wie steht zur Diskussion!

Der EWG-Vertrag vom 25. 3. 1957 bezeichnet es in seinem Art. 2 als Aufgabe der Gemeinschaft, eine harmonische Entwicklung des Wirtschaftslebens, eine beständige und ausgewogene Wirtschaftsausweitung, eine größere Stabilität, eine beschleunigte Hebung der Lebenshaltung und eine engere Beziehung zwischen den Mitgliedsstaaten zu fördern. Dies soll erreicht werden durch die Errichtung eines Gemeinsamen Marktes und die schrittweise Annäherung der Wirtschaftspolitik der Mitgliedsstaaten.

Der Abbau der Zoll- und Handelschranken soll zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum mit binnenmarktlichen Verhältnissen führen; Maßnahmen zur Verhinderung der Wettbewerbsverfälschung schließen aus, daß die Mitgliedsstaaten eigenmächtig die Entwicklung verzerren. Gemeinsame Politik in vielen Zweigen — Verkehr, Steuerwesen, Konjunktur, Rechtsangelegenheiten usw. — soll eine sinnvolle Anpassung der Volkswirtschaft ermöglichen. Um die Beweglichkeit der Produktionsfaktoren endgültig zu sichern, sieht der Vertrag die Liberalisierung des Kapitalverkehrs und die Freizügigkeit der Arbeitnehmer vor. Der freischaffende Arzt oder Steuerberater würde davon noch nicht erfaßt werden. Sie sollen nach den Regelungen des Niederlassungsrechtes (Art. 52 ff.) dort selbstständig tätig werden können, wo sie es für wünschenswert und zweckmäßig erachten.

Diese Niederlassungsfreiheit darf nicht im Sinne einer absoluten Freiheit verstanden werden. Sie beinhaltet nur, daß die Staatsangehörigen anderer Mitgliedsstaaten in dem Gebiet eines jeden Mitgliedsstaates unter den gleichen Voraussetzungen zur Ausübung selbständiger Berufe zugelassen werden wie die eigenen Staatsangehörigen.

Es ist leicht zu erkennen, daß diese Regelung nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch eine nicht geringe politische Bedeutung hat. Es handelt sich nämlich um einen konkreten Fall des allgemeinen Diskriminierungsverbotes für Ausländer in Art. 7. Dieser gewährt noch kein Recht auf staatsbürgerliche Gleichstellung, sondern lediglich eine wirtschaftliche Gleich-

behandlung. Wenn der Grundsatz der Gleichbehandlung auf einem so wichtigen Gebiete aber verwirklicht und als selbstverständlich empfunden wird, drängt sich die feste Überzeugung auf, daß er sich allmählich auch auf die anderen Bereiche erstrecken wird. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, steht der Weg zu einem weiteren Zusammenschluß der Völker frei.

Von dem Zeitpunkt des Inkrafttretens dieser Vorschriften an dürfen keine neuen Niederlassungsbeschränkungen erlassen werden. Soweit der Staat die Gewerbefreiheit bereits beschränkt, kann er sie auch in Zukunft den Staatsangehörigen der anderen Mitgliedsstaaten versagen. Andernfalls wäre es sogar eine Inländerdiskriminierung. Die Aufhebung der Ausländerdiskriminierungen für sich allein stellt keineswegs die Belästigungschancen der Inländer den Ausländern gleich; diese könnten die auf Grund eines bestimmten Ausbildungsweges gestellten Anforderungen in der Praxis schwerer erfüllen. Außerdem ist es unter dem Gesichtspunkt der Wettbewerbsgleichheit billig, daß zwischen den Mitgliedsstaaten kein Gefälle der Zulassungserfordernisse entsteht. Sonst wäre der Reiz zu groß, sich in einen liberalen Mitgliedsstaat abzusetzen, falls man im eigenen Staat die Anforderungen nicht erfüllt. Art. 57 sieht deshalb die gegenseitige Anerkennung der Diplome und Prüfungszeugnisse (Absatz 1) und die Koordinierung der Rechts- und Verwaltungsvorschriften über die Aufnahme und Ausübung selbständiger Tätigkeiten vor (Absatz 2).

Die diesen Regelungen gesetzten Grenzen sind die Grenzen der Gemeinschaft schlechthin. Das Gewerbe- und Berufsrecht der meisten Staaten ist historisch gewachsen und entspricht der politischen und gesellschaftlichen Struktur. Erst eine lange geistige und soziologische Entwicklung könnte über die Angleichung der politischen Grundvorstellungen zu einer Rechtseinheit führen. Dies wird so lange nicht der Fall sein, als ein einheitliches europäisches Volk nicht direkt ein gemeinsames Parlament wählt. Art. 54 ermächtigt den EWG-Rat, nach den (fristgerecht vor 3 Jahren aufgestellten) allgemeinen Programmen Richtlinien an die Mitgliedsstaaten zu erlassen. Den klassischen Formen der Rechtsvereinheitlichung — der staatsvertraglichen loi uniforme oder dem in Common-Law-Ländern gebräuchlichen Modellgesetz — stehen diese Richtlinien selbstständig gegenüber. Sie schaffen nicht unmittelbar Recht, sind aber für die Staaten verbindlich hinsichtlich des Zieles und überlassen ihnen die Wahl der Form und des Mittels. Anders als bei internationalen Abkommen, die die nationalen Instanzen ohne Rechtsbruch ablehnen können, ist hierbei dem Spielraum der Gesetzgebung oder Verwaltung durch vertragliche Bindung eine enge Grenze gesetzt.

Der Stand der Verwirklichung zwingt indes zur Nüchternheit: die Organe der Gemeinschaft haben keine Richtlinie verbindlich nach den Fristen der Allgemeinen Programme verabschiedet! Die innerstaatliche Durchführung der Richtlinien überschreitet gewöhnlich die Frist von 6 Monaten. Das erklärt sich vor allem aus der Menge berufserrechtlicher Proble-

me, an deren Lösung eine nicht geringe Zahl von Personen und Institutionen beteiligt ist. Bis zum Ende der Übergangszeit des Vertrages 1970 dürften die Allgemeinen Programme aber planmäßig durchgeführt sein.

Die Liberalisierung der „sonstigen Dienste für das Geschäftsleben“ hätte bis 1963 erfolgen sollen. Sie umfassen die meisten *Presserberufe*, insbesondere die Tätigkeiten der selbständigen Journalisten. Italien und andere Staaten verlangen besondere berufliche Kenntnisse als Voraussetzung der Ausübung. Eine mehrjährige selbständige Berufstätigkeit in den Mitgliedsstaaten kann ohne weiteres als vergleichbare Qualifikation angenommen werden.

Die *wirtschaftsprüfenden und wirtschaftsberiehenden Tätigkeiten* bedürfen im Zusammenhang mit der Liberalisierung der Unternehmen einer besonders beschleunigten Regelung. Die Liberalisierung ist bis Ende 1965 vorgesehen, doch sind die Arbeiten sehr erschwert. Das Berufsbild z. B. des deutschen Wirtschaftsprüfers oder vereidigten Buchprüfers und des italienischen dott. commercialista oder ragioniere ist eben zu unterschiedlich. Es gilt zunächst, Maßnahmen zur gegenseitigen Anerkennung der Diplome zu treffen (wobei die verschiedenen Ausbildungsebenen, Universität und Fachschule, berücksichtigt werden müssen).

Staatsangehörigkeitsvoraussetzungen für die *Ingenieur*tätigkeiten gibt es nur in einem Mitgliedsstaat, nämlich Italien. Die Prüfung auf Gleichwertigkeit der Diplome wird infolge der historisch bedingten Verschiedenheit des Ausbildungswesens und der strukturellen Einordnung der Lehranstalten viele Probleme auf. Von der bis Ende 1965 vorgesehenen Liberalisierung werden auch Physiker, Chemiker, Biologen und Geologen erfaßt, soweit sie nicht in abhängiger Stellung tätig sind.

Verwandte Schwierigkeiten entstehen durch die gleichfalls bis Ende 1965 geplante Niederlassungsfreiheit der *Architekten*. Eine gegenseitige Anerkennung der Diplome ist nicht einfach, da die zwei eigenständigen Ausbildungsmöglichkeiten der Bundesrepublik (Technische Hochschule — Kunstakademie und Ingenieurschule) in anderen Ländern (Italien) den Universitäten bzw. Hochschulen mit Universitätscharakter vorbehalten sind.

Die Liberalisierung der *ärztlichen, arztähnlichen und pharmazeutischen Berufe* ist im Vertrag ausdrücklich erwähnt (Art. 57). Er enthält das Junktum, daß die Aufhebung der Ausländerdiskriminierung von einer vorherigen Koordinierung der Rechts- und Verwaltungsvorschriften abhängig sein soll. Sinnvoll ist das nicht. Die Schwierigkeiten beginnen schon bei der Frage, wie weit die Regelungen übereinstimmen haben. Die gegenseitige Anerkennung der Diplome dürfte auf keine unüberwindlichen Hindernisse stoßen; die Hochschulbildung ist grundsätzlich vergleichbar. Auch unterliegen die Ärzte einem wenig unterschiedlichen Standesrecht. Die speziellen ärztlichen Berufe bringen allerdings eigene Probleme mit sich. So ist in Italien der Zahnarzt lediglich ein Facharzt, während er in den anderen Mitgliedsstaaten einen besonderen Beruf ausübt.

Fortsetzung Seite 16 unten

skolast

wer ihn liest,
erfährt die offene Auseinandersetzung
junger Menschen aus einem Grenzland
mit den Problemen
unserer Zeit

skolast

wer ihn abonniert,
hat begriffen, daß der geistige Aufbruch
einer lange in ihrer natürlichen
Entwicklung gehemmten Volksgruppe
der Unterstützung würdig ist

skolast

Jahresabonnement:

Italien Lit. 800

Österreich S 35

Deutschland DM 5.50

zahlbar im Inland: Post-Kto.

Nr. 14/1177 oder direkt im

Sekretariat

im Ausland: durch internat. Erlagschein

wer mitarbeitet und wirbt,
fördert die Bemühungen
der Südtiroler Hochschülerschaft
und gewinnt unserem Lande
neue Freunde

UNTERWEGS ZUR WIRKLICHKEIT DES LEBENS

Zum 85. Geburtstag Ludwig von Fickers,
des Herausgebers der „Brenner“, am
13. April 1965

Mit einer Fortsetzung im nächsten Heft

Die geistige Situation Tirols zur Jahrhundertwende stellt beinahe einen Modellfall für weltanschauliche Antithesen dar. Feindselig blickte damals eine jahrhundertalte Tradition, die nach wie vor »Gott, Kaiser und Vaterland« in ungebeugtem Bekenntniswillen die Ehre gab, auf die nur zögernd sich erhebende liberale Geisteshaltung, welche in den alt ehrwürdigen Institutionen und Ordnungen eine eklatante Beschneidung ihrer menschlichen, blutmäßigen und erbfest angestammten Freiheitsansprüche erblickte. Einmal aber, um die Jahrhundertwende, ertönte das Aufbruchsignal; und es wiederhallte unüberhörbar von allen Seiten, aus allen Tälern im Norden und im Süden des Landes. Was bisher durch die »vermorschten« Bande einer strengen Kirchengläubigkeit und eines langgepflegten Staatsbewußtseins die Geister zusammenhielt, Sitte, Ordnung, Brauchtum, wurde von vielen Jungen als quälende Fessel verspürt und trotzig abgeschüttelt. Im Nu hatte sich in Tirol eine Gemeinde junger, hoffnungsvoller Dichterpersönlichkeiten zusammengefunden, die sich den Namen »Jung-Tirol« gab. Kampfblätter und Pamphlete erschienen, wie der »Scherer« oder der »Eyflhäuser«.

Die Dichtung wagte sich aus den kühlen Hallen eines pathetisch-ideenhaften Gedankenschaffens heraus auf die Höhen der umliegenden Berge und pries von dort aus in rauschhafter Wortgebärde und feiner Bildlichkeit die Schönheit des weiten Blickes und die Erhabenheit des allgegenwärtigen Lebens. Die Einheit des Menschen mit allen Dingen, mit der Landschaft, mit der Natur und mit allem, was ihr angehört, wurde in einem kühnen Handstreich erhoben und in Jubelgesängen gefeiert:

„Ich habe mich selbst gefunden
In jeder Kreatur
Bin unlösbar verbunden
Ein Teil der Allnatur.
Ein Funken, nie verknüpfert,
Bin ich vom Urlichtschein,
Von Ewigkeit verschwisteret
Mit Wald, Getier und Stein.“

So klingt der dionysische Gesang bei Arthur von Wallpach, dem führenden Lyriker Tirols in jener Zeit, der auf Burg Anger bei Klausen sein Domizil aufgeschlagen hatte. Südtirol gab damals überhaupt, was Lyrik und Roman anging, den Ton an. Man denke an Josef Wenter, J. G. Oberkofler, oder an den Romancier Hans von Hoffensthal. Die kräftigsten Anstöße zu einer neuen Form der Dramatik gingen allerdings von Nordtirol aus: fanden doch Karl Schönherr und Franz Kraußwiler Anschluß an die hohe Schule des Dramas in Österreich.

Mit dem Beispiel Wallpachs sind wir bereits mitten im »Brenner«. Diese unterirdischen Spannungen, die die überkommenen Gefüge an allen Ecken und Enden zum Bersten zu bringen drohten, waren der Untergrund und der Nährboden, aus dem diese Zeitschrift, die von 1910 an als »Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur« in Innsbruck und Bozen erschien, hervorging und Jahre hindurch ihre lebenserhaltenden Substanzen zog.

Ludwig von Ficker, ihr Herausgeber, ist seiner Herkunft nach nicht eigentlich Tiroler. Er wurde 1880 in München geboren. Sein Vater, der bekannte Rechtshistoriker Julius von Ficker, war in den Siebziger Jahren aus Westfalen über München nach Innsbruck gekommen. Die Mutter allerdings war Brunneckerin.

Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß Ludwig von Ficker schon sehr bald, er war erst zwanzig Jahre alt, den Kontakt zu den führenden Gestalten des jungtiroler Dichterkreises fand. Seine ersten literarischen Versuche gehen ganz in die Richtung der Ideale, die den Leuten damals vor Augen standen. Sie zeugen von dem hartnäckigen Bedürfnis, Zugang zu einer echten, naturhaften, blühenden Menschlichkeit zu finden, also im Grunde von einer durchaus liberalen Anschauung von Welt und Menschen.

1910, als die Stürme der Emanzipation und der geistigen Reifwerdung sich weitgehend gelegt hatten und als eine ernste »Bewahrung über gewisse Dinge, die in der Luft zu liegen schienen«, ihn den »Versuchsbällen« des »Brenner« starten ließen, in völliger Ungewißheit übrigens über Dauer und Schicksal dieses Unternehmens und zudem der Lächerlichkeit einer spießbürgerlichen Umgebung in Innsbruck preisgegeben, vertraute er sich in hohem Maße der Witterung eines Mannes an, in dessen Schriften er eine solche unverfälschte und selbständige Besinnung auf das eigene, ursprüngliche Menschentum wahrzunehmen glaubte.

Auch Carl Dallago ist Südtiroler. Sein Geburtsort liegt im Suganatal, die Stätte seiner Jugend in Bozen unter den Lauben; die wichtigsten Stätten seiner Wirksamkeit waren Riva und Nago oberhalb Torbole am Gardasee. Ihn stellte Ficker von Anfang an in die Mitte des Unternehmens.

Im bürgerlichen Sinne war Dallago ein Ausbrecher. Mit dreißig Jahren kehrt er der ursprünglich angestrebten Berufslaufbahn und dem planmäßig vorherbestimmten Lebenswandel in einer bürgerlichen Kleinstadt schroff den Rücken, zieht sich in die Einsamkeit zurück und verbringt die meiste Zeit in der Umgebung

der Südtiroler Bergwelt. Dallagos Denken ist seinem Wesen nach ein Schauen, ein hingebendes Betrachten der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur, ein Streichenlassen des Blickes über ihren ständig wechselnden Formenreichtum, zugleich aber auch ein mystisches Sichversenken in ihre trotz aller Wandelbarkeit unveränderliche Einheit und Größe. Eine Karikatur stellt ihm sein Haupt als profilierte Kuppe eines Berges dar, die sich über die umliegenden Niederungen erhebt, die aber zugleich in ihrem Ansatzeng mit dem Boden verwachsen ist.

Der Mensch ist für Dallago vor allem Mensch durch seine inständige Verbundenheit mit der Natur. Er ist seinem Wesen nach Natur. Und alles, was er tut, sein alltägliches Leben und Wirken, seine kulturelle Entfaltung und sein künstlerisches Schaffen, ist für ihn beständiges Privileg der eigenen, tiefen, unergründlichen Menschennatur. Die Schriften Dallagos im »Brenner« sind eine beständige Aufforderung an den Leser, sich doch in jeden Preis abzuwenden von jeder Art zweckgebundenen Denkens und Handelns, das die Sicht auf das, worum es eigentlich geht, immer verstellt, und sich zu besinnen auf die eigentliche Bestimmung: Mensch zu sein, zu leben vom Ursprung her, Natur und Leben im Dasein in möglichst reiner Form hineinzuvirklichen. Das erste Ziel des »Brenner« war die Erschließung eines neuen Bildes vom »reinen Menschen«. Größtes Vorbild ist für den Südtiroler neben dem amerikanischen Dichter Walt Whitman und dem Südtiroler Mator Giovanni Segantini, Friedrich Nietzsche, dessen Forderung nach naturnaher, dionysischer Lebensweise er fast fleckenlos in sein frühes Denken aufnimmt. Wie Nietzsche ist auch er ausgesprochener Vitalist. Sein Landschaftsdenken ist echte Naturmystik mit starkem pantheistischem Einschlag. Die erhabenen Gestaltungen der Bergwelt, der Rhythmus des Jahresablaufs, die tiefe Bedeutung aller Dinge, konzentrieren seinen Blick auf ganz wesentliche, einfache und elementare Urformen des menschlichen Daseins und Erkennens, das in seinen Augen vor allem der Ansatz sein soll zum Eintauchen in ein übersäumendes Gefühl der universalen Allverbundenheit mit einem bis in die letzte Faser belebten Naturleib.

Für Dallago ist die Natur göttlich, das Naturgefühl Gottegefühl.

Auf der Suche nach Menschen, die sein Ideal verbildlich verwirklicht haben, stößt er auf Meister Eckhardt, Angelus Silesius und Laotse. Dieser Zeuge uralter chinesischer Weisheit scheint ihm sein eigenes Konzept in früher Vollkommenheit

vorweggenommen zu haben. Eine deutsche Wiedergabe des Tao-te-king, die er durch Vergleichen mehrerer anderer Übersetzungen versucht hat, trägt den Titel «Der Anschluß an das Gesetz». «Gesetz» ist, was als untergründig beherrschende Macht allem Geschehen seinen Stempel aufträgt. Aufgabe und Ziel des Menschen ist es, die Kanäle zum Quell dieses unerforschlichen Gesetzes wieder freizulegen, den «großen Anschluß» an dieses Gesetz zu vollziehen.

Die Jahre führen Dallagos Ursprungsgedanken neuen Gestalten zu. Schließlich verweilt sein Meditieren bei einer, die zeitweise eher an den Rand seines Besinnungshorizontes gerückt war: bei der Gestalt Jesu Christi. Neben der Lactes wird sie ihm zum erstreckenswertesten Beispiel einer vorbildlichen Lebensführung. Denn der tragende Grund für die Größe und Verbreitung des Christentums ist seiner Ansicht nach die Erkenntnis, daß hier einer den Anschluß an das Gesetz — ganz im Sinne der chinesischen Lebensart — in unnachahmlicher Konsequenz vollzogen hat. Durch seine Herkunft aus dem kräftigen Nährboden eines unverbrauchten Volkstums, durch seine schlichte Lebensweise und durch seine abgrundtiefe Besinnung auf ein wesentliches Leben sei

Jesus Christus gänzlich aufgegangen in ein lebendiges, überallhin wirksames Menschentum. Er sei in vollkommener Einswerdung ständig verbunden gewesen mit dem Gesetz, sei so völlig mit ihm vertraut geworden, daß er ihm den Namen «Vater» geben konnte. «Ich und der Vater sind eins».

Das ist ein Christusbild, das der orthodoxen Auffassung zuwiderläuft. Denn für Dallago ist Christus nicht der Sohn Gottes, der von einem «besseren Jenseits» hereinkommt in das Tal der Tränen, um eine darniederliegende Menschheit an Schuld und Sünde zu lösen. Er kennt keine Schuld im metaphysischen Sinne, die «von außen her» verziehen werden müßte, sondern er glaubt an eine ursprüngliche Gutheit und Gesundheit im Menschlichen, zu der dieser sich selber durch eifriges Streben nach den erlauchten Vorbildern, ohne Erlösung durch eine überweltliche Macht, durchringen kann. Christus ist für ihn nur ein Beispiel, eines unter vielen, einer «Selbsterlösung durch Verinnerlichung», er ist ein Typus, und er nennt ihn einmal den «größten und tiefstbeseelten Pantheisten, den wir kennen». Das Evangelium ist zwar auch bei ihm «frohe Botschaft», aber nicht die eines göttlichen Wortes. Es ist Menschen-

wort, so wie auch der Tao-te-king, der Koran oder die Reden Buddhas Menschenwort sind.

Man darf vor dem Beispiel, das hier in knapper Form erläutert wurde, von einer «ersten Phase» des «Brenners» sprechen, von einer mystisch-pantheistischen und zugleich ästhetischen Phase. Denn auf der rastlosen Suche nach originärer Aussage dieser ersten Dinge des Daseins verfielen die «Brenner»-Leute immer wieder auf das künstlerische Schaffen. Eine große Zahl von Dichtern, die am Ende wohl die Hundertgrenze erreicht — Joseph sen. Oberkofler, Rober Michel, Theodor Däubler, um nur einige zu nennen, suchten das, was Dallago reflektierend ergäbelte hatte, wenn auch unabhängig von diesem, in direkte dichterische Aussage, in Gesang und Worgedärde zu bannen. «Ich schreite singend dem Geschick entgegen», glaubt Ludwig Seiffert, ebenfalls Südtiroler, als Aufgesang im ersten Brennerheft zur Parole machen zu müssen. Zusammen mit solchen Leuten hat Dallago die erste große These im Denken des «Brenners» gesetzt. Die Antithese sollte nicht auf sich warten lassen.

Walter Methlagl (Innsbruck)

Fortsetzung nächstes Heft

Wir stellen vor:

KARIN WELPONER

Der Skolast hat sich vorgenommen, in jeder Nummer einen jungen Südtiroler Schaffenden vorzustellen. Es soll diese Initiative den Zweck haben, einerseits mit der Person und bisherigen charakteristischen Arbeiten bekannt zu machen, andererseits soll dadurch zu weiteren Leistungen angespornt werden. Wir möchten betonen, daß unsere Auswahl keineswegs nach irgendwelchen Wertmaßstäben erfolgt, sondern lediglich durch praktische Gegebenheiten (Erreichbarkeit des Kollegen und des Materials) erfolgt. Natürlich müssen gewisse minimale Voraussetzungen dasein. Es soll dies eben ein Forum für diejenigen sein, die es mit ihrem Anliegen und ihren Bestrebungen ernst nehmen.

In der letzten Nummer haben wir mit Luis Stephan Stecher den Anfang gemacht. Heute möchten wir uns mit der Kollegin Karin Welpone r befassen. Der Skolast hat schon öfters Arbeiten von ihr veröffentlicht. Erinnerung sei an die Illustration zu

E. Peizold »Die Popenzbänder« in Skolast 2/3, Jahrg. 1964.

Karin Welpone r ist Dozentin. Nach Erlangung der Mittleren Reife am Gymnasium in Bozen besuchte sie die Blocherer-Kunstschule in München. Darauf inskribierte sie Graphik und Illustration bei Prof. Kaspar an der Kunstakademie in München, wo sie derzeit noch studiert. Daneben hat sie bereits Gelegenheit, sich praktisch zu betätigen. So arbeitet sie seit 1. März an der graphischen Gestaltung der Verkehrsausstellung in München mit.

Ihre deutliche Neigung zu Interpretation und Illustration von literarischen Texten weist sie auch für später in eine bestimmte Berufstätigkeit. Sie möchte gerne Illustratorin für Bücher werden.

Die unten gezeigte Auswahl zeigt drei Illustrationen zu Kafkas »Das Urteil«. Das Thema wurde von ihrem Professor der ganzen Studierklasse gestellt. Ihre Arbeiten wurden ausgehängt und fanden Anerkennung.

Zur Einführung in die Welt und Problematik des »Das Urteil« Kafkas, bringen wir vor den Illustrationen ein kurzes Essay von Dr. Hansjörg Kucera.

Wer sich mit moderner Literatur beschäftigen will, kommt an Franz Kafka nicht vorbei. Kafka ist einer der wenigen modernen deutschsprachigen Dichter, die einen überzeugenden Anspruch auf einen wichtigen Platz in der Weltliteratur erheben können. Dies wird mit fast ausschließlicher und geradezu erstaunlicher Einmütigkeit anerkannt.

Das Kuriose dabei ist, daß diese Einmütigkeit auf diesen einzigen Punkt — die weltweite Bedeutung Kafkas — beschränkt bleibt. Die Versuche, Kafka-

Werk dichterisch zu deuten, gehen so stark in ihren Folgerungen auseinander, daß Kafka ein künstlerischer und weltanschaulicher Tausendsassa gewesen sein müßte, um alle ihm zugeschriebenen Eigenschaften erfüllen zu können. Kafka als moderner verlorener Mensch, Kafka als überzeugter Atheist, Kafka als einer der eindringlichsten religiösen Dichter, sind nur einige der vielfältigen Spielarten, mit denen man dem Phänomen Kafka beikommen wollte. Ausschlaggebend für diese Unsicherheit ist zum einen die

immer noch ausstehende, schmerzlich vermißte historisch-kritische Ausgabe, die auf außerordentlich große Schwierigkeiten stößt, zum anderen der Mensch und Dichter Kafka selbst, dem etwas schwer Durchschaubares, wenn nicht Undurchdringliches anhaftet.

Eines scheint mir, um es kurz auszudrücken, sicher zu sein. Kafka war sein Leben lang auf der Suche nach dem Geheimnis unserer Existenz ein homo religiosus, ohne aber jemals zu einem positiven Gottesbegriff und Jenseitsglauben vordringen

zu können. So haben seine Angst, seine Komplexe, seine Schreck- und Traumwelten immer die Oberhand behalten.

In diese beinahe unentwirrbare, schreckraumhafte Zwiellichtwelt Kafkas wirft seine Erstnovelle «Das Urteil», 1912 in einer einzigen Nacht geschrieben, ein bezeichnendes Licht. Der bei Kafka häufig erwähnte Vaterkomplex, den er aus seinem unglückseligen Verhältnis zu seinem Vater mitbekommen hatte, spielt gerade in dieser kurzen Erzählung, in der man die typische, glasklare, knappe und eindringliche Prosa Kafkas bewundern kann, eine wichtige Rolle.

Der Inhalt der Erzählung ist — bis auf den Schluß — einfach genug. Ein junger Kaufmann, Georg, schreibt seinem Freund, der vor Jahren nach Petersburg ausgewandert ist und dort mit wenig Erfolg versucht hat, sich ein neues Leben aufzubauen. Aus scheinbarer Rücksichtnahme schreibt ihm Georg nur andeutungsweise über den großen wirtschaftlichen Aufschwung seines Geschäftes und seine

bevorstehende Verlobung. Nach Beendigung des Briefes geht er in das Zimmer des kranken Vaters. Auf die eigenartige Welt zwischen Realem und Irralem, Mythischem und Tatsächlichem, die uns damit entgegentritt, wird im Anschluß noch hinzuweisen sein.

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn über den Freund aus Petersburg gleicht einem Verhör, an dessen Ende der Vater als Richter das Todesurteil durch Ertrinken über den Sohn spricht. Georg eilt wie gejagt aus dem Zimmer, läuft zu einer Brücke, von der er sich in die Fluten fallen läßt, um das Todesurteil zu vollstrecken. Die Erzählung endet mit dem schwer deutbaren Satz: «In diesem Augenblick ging über die Brücke ein geradezu unendlicher Verkehr».

Die Erzählung zerfällt also deutlich in zwei Teile. Der erste reicht bis zur Aussprache des Sohnes Georg mit dem Vater, der zweite umfaßt das Gespräch zwischen beiden und den Tod Georgs.

Im ersten Teil ersticht uns eine Welt, die absolut nichts Außergewöhnliches aufweist. Ein junger, erfolgreicher Kaufmann schreibt seinem weniger erfolgreichen Freund in Petersburg belanglose Nachrichten, einerseits, um sich nicht mit seinen Erfolgen zu brüsten, andererseits, weil man einem Freund, mit dem man sich schon ziemlich auseinandergelebt hat, sowieso nur mehr die üblichen konventionellen Mitteilungen macht.

Mit dem Eintritt Georgs in das dunkle, labyrinthartige Zimmer des Vaters, der sich hinter einer uralten Zeitung verborgen hält, ändert sich die Atmosphäre sofort. Es beginnt eine eigentümliche Verfremdung der Wirklichkeit, eine Vermischung zwischen Gewöhnlichem und Außergewöhnlichem, Absurdem und Alltäglichen.

Neben den recht ungewohnten äußeren Umständen befremden einen die unerwarteten Fragen und Forderungen des

Fortsetzung nächste Seite



sich wollte dir eigentlich nur sagen», fuhr Georg fort, der den Bewegungen des alten Mannes ganz verloren folgte, «daß ich nun doch nach Petersburg meine Verlobung angezeigt habe». Er zog den Brief ein wenig aus der Tasche...

Auf seinen Armen trug er den Vater ins Bett. Ein schreckliches Gefühl hatte er, als er während der paar Schritte zum Bett hin merkte, daß an seiner Brust der Vater mit seiner Uhrkette spielte. Er konnte ihn nicht gleich ins Bett legen, so fest hielt er sich an dieser Uhrkette.



«Ein unschuldiges Kind warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher warst du ein teuflicher Mensch! — Und darum wisste ich verurteile dich jetzt zum Tode des Ertrinkens.»

TIROL und die ITALIENER vor 1918

Vater, ob es denn überhaupt diesen Freund in Petersburg gebe und daß Georg «die volle Wahrheit» sagen solle.

Dieses Verlangen des Vaters nach der vollen Wahrheit ist wohl der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Erzählung. Diese Frage entzündet sich an der Existenz des Petersburger Freundes, über dessen Bedeutung Kafka selbst in einer Tagebuchnotiz vom 11. 2. 1913 schreibt: «Der Freund ist die Verbindung zwischen Vater und Sohn, ihre größte Gemeinsamkeit. Allein bei seinem Fenster sitzend, wühlt Georg in diesen Gemeinsamkeiten mit Wollust, glaubt den Vater in sich zu haben und hält alles, bis auf eine flüchtige traurige Nachdenklichkeit, für friedlich. Die Entwicklung der Geschichte zeigt nun, wie aus dem Gemeinsamen, dem Freund, der Vater hervorstößt und sich als Gegensatz Georg gegenüber aufstellt.»

Diese Tagebuchnotiz und einige Stellen in der Erzählung — darunter die wichtigste eben die Frage des Vaters nach der vollen Wahrheit — zeigt, daß für Kafka die Welt Georgs, die uns als die natürliche, normale erschienen war, eine Welt der Täuschung, des Scheins, der Lüge ist; die Versuche Georgs, den Freund im Brief nicht zu verletzen, sind nichts anderes als Flucht vor der Wahrheit, der Verantwortung und einer höheren Wirklichkeit. Die uns manchmal grotesk und absurd anmutende Welt des Vaters, der «vor Einsicht strahlt», wird zur Welt der Wahrheit, die den Sohn vor die Schranken eines unerwarteten Gerichtes fordert.

Georg hat nicht aus Rücksichtnahme auf seinen Freund nur belanglose Vorfälle im Brief niedergeschrieben, sondern, um sich sein äußerlich erfolgreiches, innerlich aber leeres Leben nicht vom Freund stören zu lassen. Die Kälte des Sohnes geht sogar so weit, daß er sich insgeheim für einen Moment den Tod des Vaters wünschte, als er ihn ins Bett legte.

Doch gleich hernach steht der Vater, gleich einem allwissenden Hüter der Wahrheit, vom Bett machtvoller denn je auf, und wird damit zum «Schreckbild» für Georg. Der Vater bekennt sich zum Freund aus Petersburg als seinem Sohn nach seinem Herzen, und verurteilt seinen Sohn, den Vertreter der Falschheit, zum Tod durch Ertrinken. Es ist schon gesagt worden, daß Georg wie ein Gejagter und Geketzter dieses Todesurteil an sich vollstreckt.

Es bleibt nur die große Frage bestehen, ob Georg sich den Tod aus einem plötzlichen, tiefen Schuldgefühl gibt, d. h. aus der gewonnenen Einsicht heraus, daß der Vater recht habe, wenn er sagt: «Ein unschuldiges Kind warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher warst du ein teuflischer Mensch!», oder ob Georg nur dem Zwang eines unabwendbaren Gesetzes folgt. Ich neige mehr der ersten Ansicht zu, denn dann bekommt der Schlußsatz erst seinen eigentlichen Sinn. So wie der unendliche Verkehr über die Brücke strömt, so ist durch den Sühnetod Georgs auch der Weg der Wahrheit und der Liebe wieder frei geworden.

Abschließend noch ein rein praktischer Hinweis. Da ich glaube, daß die Problematik des Werkes Kafkas eindringlicher und prägnanter in dessen kleineren Werken als in den beiden Romanen «Das Schloss» und «Der Prozeß» zum Ausdruck kommt, sei jedem daran Interessierten die Anschaffung des Fischer-Taschenbuches Nr. 19: Franz Kafka: «Das Urteil und andere Erzählungen» empfohlen.

Dr. Hansjörg Kueera

Im Rahmen der «Wiener historischen Studien» ist im Herold Verlag Wien-München eine hochinteressante Abhandlung des bekannten Tiroler Geschichtsforschers Univ.-Prof. Dr. Hans Kramer, Innsbruck, mit dem Titel: «Die Italiener unter der österreichisch-ungarischen Monarchie» erschienen. Dieser gerade für uns Südtiroler so aktuelle Aufsatz untersucht die geschichtliche Berechtigung gewisser Vorwürfe gegenüber der alten Monarchie von seiten der Italiener. Professor Kramer, der einerseits von einer Familienlinie her aus Südtirol stammt und andererseits durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Rom das italienische Volk kennenlernte, geht mit Objektivität und Wehrheit an das Problem heran, indem er aus sehr verschiedenen Quellen schöpft, zahlreiche deutsche Literatur der italienischen gegenüberstellt und statistische Aufzählungen anführt. — Der Band umfaßt 172 Seiten, ist in 6 Kapiteln geteilt und bringt einleitend einige italienische Texte samt Übersetzung. Am Schluß enthält die Schrift neben Anmerkungen und Nachträge ein Literatur-, Personen-, Orts- und Völkerverzeichnis. (Preis öS 48.—)

Schon zu Beginn des Buches wird uns klar, welch starken Druck der Irredentismus, als eine Fortführung des Risorgimento, auf die Monarchie ausgeübt hat. Das letzte Ziel dieser versteckten, meistens aber zu offensichtlichen, vom Hinterland geschürten nationalistischen Bewegung war die Lösung von der Monarchie. Allerdings wünschten die alten Irredentisten in «Weisstirolo» nicht die

Brennergrenze, sie hätten sich mit der Salurner-Grenze begnügt. Der Thronfolger Franz Ferdinand hat die Gefahren dieser antiosterreichischen Tendenzen und deren Folgen ziemlich klar erkannt. Die Regierung in Wien aber hielt sich — wenn auch besorgt — dieser Gegenpropaganda gegenüber äußerst tolerant. Kraft des Nationalitätsrechtes besaß jede Volksgruppe den sicheren Schutz ihres völkischen Lebens und somit die volle Autonomie.

Den im Trentino und im Litorale lebenden Italienern worden die Südslawen in Görz-Gradisca, Triest, Istrien, Fiume, im Küstengebiet von Kroatien und Slawonien und in Dalmatien gegenübergestellt. Diese werden als zuverlässiger und staats-treuer bezeichnet, aber Serbien strebt eine Verbindung mit diesen Gebieten an.

Inmerhin haben dann später, nach 1918, die deutschen wie die slawischen Minderheiten im faschistischen Italien unvergleichlich härter dieses fremde Regime gespürt, das die «natürlichen Rechte» nicht mehr götten ließ, als es umgekehrt bei den Minoritäten in der österreichisch-ungarischen Monarchie der Fall war.

Aber auch und besonders in der heutigen Zeit lassen sich Vergleiche anstellen, wie noch vor etwas mehr als 5 Jahrzehnten Italiener unter Österreich lebten und welche Rechte und Freiheiten wir gegenwärtig im italienischen Staate genießen; die absolute Forderung nach einer vollen Autonomie ist für uns mehr als gerechtfertigt.

Karl Plunger (Wien)

Fortsetzung von Seite 11

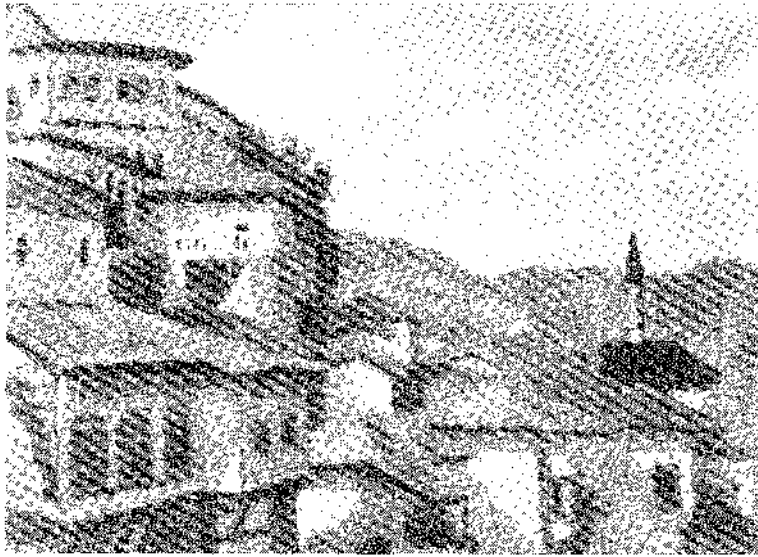
Für die Liberalisierung der selbständigen Apothekertätigkeiten sind die Vorarbeiten ziemlich fortgeschritten. Der vorgesehene Termin (Ende 1967) wird auf alle Fälle eingehalten werden. Hier ergibt sich für die Bundesrepublik ein verfassungsgerechtes Sonderproblem: Das Bundesverfassungsgericht hatte den numerus clausus für Apotheken wegen Verstößen gegen die Berufsfreiheit als verfassungswidrig aufgehoben. In allen anderen EWG-Ländern besteht dagegen eine Beschränkung der zugelassenen Apotheken nach der Zahl der Einwohner. Da sich eine Lösung des Problems vorläufig nicht abzeichnet, wird Deutschland nachhinken müssen.

Was den Rechtsanwaltschaft betrifft, so beriefen sich einige Mitgliedsstaaten und nationale Landesvertretungen auf Art. 55. Dieser nimmt in seinem Abs. 1 Tätigkeiten aus, die «dauernd oder zeitweise mit der Ausübung öffentlicher Gewalt verbunden sind». Für den Notar findet der Artikel unbestritten Anwendung. Auch die Anwaltschaft fällt darunter, da sie in einigen Ländern gelegentlich (besser als zeitweise, siehe italienische Verfassung: occasionalmente) mit einer Richtertätigkeit verbunden ist. Es wäre aber schwer begründlich, wenn gerade der kraft

seiner Tradition zur besonderen Liberalität und Unterstützung der Staatsbürger gegenüber der öffentlichen Gewalt berufene Anwaltsstand mit einer Begründung aus der Freizügigkeit in der EWG ausgeschlossen würde, die ihn letzten Endes qualitativ einem Staatsorgan gleichstellt. Der EWG-Ausschuß der Anwaltschulden hat demgemäß beschlossen — mit bewußter Ausklammerung des Art. 55, Abs. 1 —, die Staatsangehörigkeitschranken nach deutschem Vorbild aufzuheben und bis Ende 1969 eine vollständige Liberalisierung zu erreichen.

Das Niederlassungsrecht des Gemeinsamen Marktes ist die entscheidende Bewährungsprobe für eine freizeitleiche Wirtschaftspolitik in Europa. Die Organe der Gemeinschaft sind sich dessen bewußt. Uns selbst kann aber eine gewisse skeptische Grundhaltung bezüglich der vollständigen Erfüllung der Termine und der Durchführung der Programme nicht von der Notwendigkeit abbinden, der veränderten wirtschaftlichen und politischen Situation gerecht zu werden. Wie auch Paul Henry Spaak bei der Unterzeichnung der EWG-Verträge in Rom den Satz geprägt hat: «Wer jetzt schläft, schläft den ewigen Schlaf!»

Ludwig Walter Regele, München



Dorf in albanischer Landschaft. — Zwischen europäisch anmutenden Häusern wird plötzlich der Orient sichtbar.

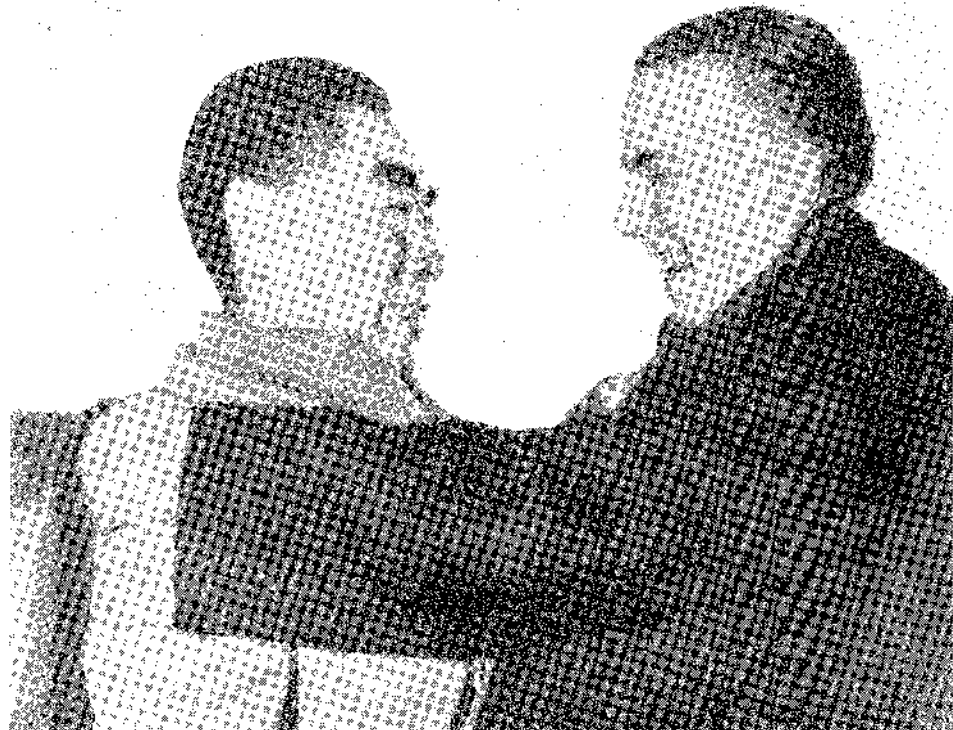
Fortsetzung von Seite 9

Herr Schwarz wollte uns aber von dieser Persönlichkeit nichts erzählen. Aus dem adeligen Skanderbeg einen Antikolonialisten machen, das ging eben nicht an.

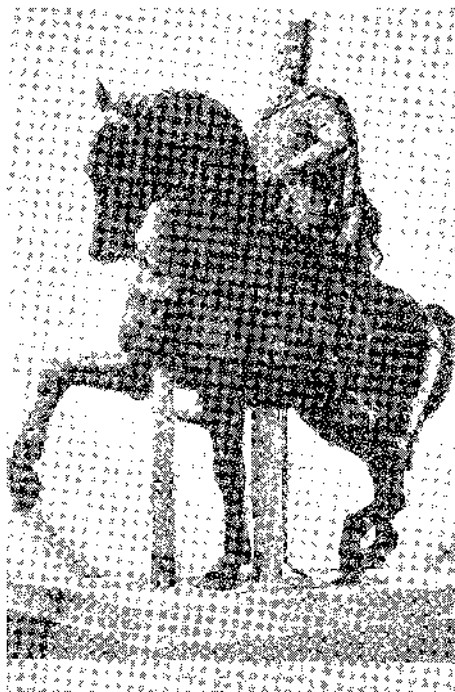
Doch plötzlich hielt der Bus an. Vor uns stand mitten auf der Straße ein vollbeladener Lastwagen mit zweimal gebrochener Hinterachse. Dessen Fahrer bedeutete uns, er säße schon einen ganzen Tag da fest; der Kran wolle nicht kommen. Da war guter Rat teuer.

Es gab für uns nur eine Möglichkeit: Irgendwie vorbeikommen! Alle mußten aussteigen und den Bus seitwärts abstützen, während dieser versuchte, sich zwischen Lastwagen und Graben vorbeizuzwängen. Es gelang. Wäre der Lastwagen etwas breiter gewesen, oder unser Bus... aber daran wollte jetzt niemand mehr denken.

Alles stieg wieder ein. Es ging weiter. Herr Schwarz erzählte nun, daß er in Prag und Moskau Deutsch gelernt habe. Das wäre aber noch vor dem Bruch mit diesen Ländern gewesen.



Kann diese Geste zwischen Tschou En-lai und dem albanischen Parteichef Hodzha auch für uns in Europa morgen eine Bedeutung haben!



Der große Skanderbeg faßt einer Propagandaschrift für China!

Wir alle hatten Hunger und waren redlich müde. Unser Führer versicherte uns, daß wir im besten Hotel von Tirana untergebracht würden und alle Zimmer mit Bad bekämen.

Gegen 12 Uhr nachts erreichten wir endlich die Hauptstadt Albaniens. Rechts lag noch ein riesiger Flugplatz, dann breite Straßen, gesäumt von keineswegs hohen, blockartigen Häusern. Alle glichen einander. Bei den größeren Häusern sah man einen präziösen, aber nichtsagenden Vorbau: Säulen oder Pfeiler, lange nach oben gezogen, überhöhte und schmale Eingänge. — Wir erreichten unser Hotel. Es hieß Palace-Hotel.

Die Vorkalle erstaunte uns sehr. Sie war überdimensioniert. Irgendwo in einer Ecke, ganz klein, war das Portierpult. Breite und mächtige Treppen führten von der Mitte des Raumes nach oben. Der ganze riesige Raum wirkte leer und fast bra-

un in seiner kolossalen Gestlosigkeit. Wir wurden in die Zimmer gebracht. Auch diese hatten die Größe von kleinen Sälen. Luster hingen von den Decken. Aber, wenn man das Licht einschaltete, brannte eins oder höchstens zwei der Lämpchen. — Daneben das Badezimmer. Auch dieses Zimmergröße. Eine riesige Badewanne. Zwei große Röhre darüber. Aber nur aus einem kam Wasser. Ein kalter, dünner Strahl. Auf unsere Beschwerde hin erklärte man uns, daß leider gerade heute im Keller die Maschine nicht funktioniere.

Das Essen war gut. Aber beim Getränk gab es Hindernisse. Da dieses jeder selbst bezahlen hätte müssen, wäre albanisches Geld notwendig gewesen. Aber kein Mensch konnte wechseln. So mußte man schließlich Wasser trinken. Auch auf den Kauf von Ansichtskarten und anderen Kleinigkeiten mußte verzichtet werden.

Nächsten Morgen sahen wir die übrigen Gäste des Hotels. Es waren alles Chinesen. Sie gingen herum, sprachen miteinander und beachteten uns kaum.

Herr Schwarz zeigt uns die Stadt. Stolz machte er uns mit den verschiedenen Mi-

nisterien bekannt. Volkswohnbauten wurden besichtigt. Es gab deren viele, aber sie sahen erschreckend plump und öde aus.

Unvergeßlich bleibt mir der riesige Leninplatz. An dessen Hauptseite stehen überlebensgroße Figuren von Lenin und Stalin. In der Mitte des fast leeren Platzes stand ein Polizist. Mit großer Geste hob er den Arm und wies den Weg — wenn einmal ein Auto erschien. Wir mußten einigemal über den Platz. Jedesmal setzte er sich ganz ein, um uns richtig über den weiten Platz zu lotsen.

Die Leute blickten verwundert und scheu auf uns. Ein älterer Mann sprach uns an, erklärte, daß er Wien kenne und bestellte Grüße an diese Stadt. Dann entfernte er sich eilig.

Fast alle Menschen trugen europäische Kleidung. Das alte orientalische Tirana war nur an sporadischen Bauten erkenn-

nur, besonders an Maschinen, von denen es in Tirana zwei sehr schöne gibt.

Bald mußten wir weiter. Ich hatte vor der Abfahrt die Hotelrechnung und Herrn Schwarz zu bezahlen. Die Rechnung konnte nur in Dollar beglichen werden. Das Interessante war, daß Herr Schwarz öfters über die Amerikaner geschimpft und erklärt hatte, daß keiner von ihnen nach Albanien hineinkommen dürfe.

Wir fuhren nun gegen Süden. Nach etwa sechs Stunden Fahrzeit erreichten wir wieder die albanisch-jugoslawische Grenze am Ohchridsee. Wir wollten eigentlich nach Griechenland. Da aber die albanisch-griechische Grenze wegen der politischen Ereignisse im letzten Weltkrieg

immer noch gesperrt ist, mußten wir diesen Umweg über das jugoslawische Makedonien machen.

Die Ausreiseformalitäten waren genau so umständlich wie bei der Einreise. Herr Schwarz half uns noch dabei. Endlich war es soweit. Uns schien nun, in ein vertrautes, freieres Land zu kommen.

Was mußten wir uns als Fazit unserer wenigen, aber reichhaltigen Eindrücke von Albanien sagen: dieses Land hätte unseren Besuch gewünscht, weil er ihm dringend benötigte Devisen brachte; im Übrigen hätte man uns aber lieber nicht dort gesehen. Wir mußten für sie unangenehme Leute gewesen sein.

Siegfried Stuffer (Innsbruck)

PROMOTIONEN

- Mahrtsecht** Richard, Doktor der gesamten Heilkunde an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck.
Oberrauch Josef, Doktor der System. Philosophie an der Karl-Franzens-Universität in Graz.
Oberlehner Georg, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Camerino.
Savelli Peter, Doktor der gesamten Heilkunde an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck.

AUSLANDSTIPENDIEN

Das italienische Außenministerium, Generaldirektion für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, hat neuerdings Studienstipendien, die von anderen Staaten und von internationalen Organisationen für das Akademische Jahr 1965/1966 ausgeschrieben wurden, veröffentlicht.

Interessanten können in den Wettbewerbsbestimmungen, die beim Landesausschuß, Abteilung III: Öffentlicher Unterricht und Kultur, aufliegen, Einsicht nehmen.

BAUINGENIEUR gesucht

Bauingenieur mit Berufserfahrung und Freude an selbständigen Wirkungskreis als Statiker und Betriebsingenieur gesucht.

Schriftliche Bewerbungen erbeten an:
PROGRESS A.G. - Vahrn (Prov. Bozen)

SOMMERSTELLE

Welcher Maturant oder Hochschüler hätte Freude, in der Zeit vom 20. Juli bis zum 31. Oktober 1965 im Büro unserer Obstverfeinerung mitzuarbeiten.

Wir verlangen keine Vorbildung in den einschlägigen Büroarbeiten, sondern einen flinken, dynamischen Mann, der Interesse an der Arbeit hat. Gute Entlohnung und Reisekostenvergütung zugesichert!

Meldungen an »EGMA ETSCHLAND« in Vipitana. Tel. 58 6 66.

HINWEIS

Wir weisen darauf hin, daß unser Grundartikel im letzten Skolasten Nr. 1/1965 »Die Südtiroler Wirtschaft, Gestern - Heute - Morgen« in der Wiener Kulturzeitschrift »die Furche« vom 27. 3. 1965, Nr. 13, erschienen ist.

ADRESSENÄNDERUNG

Regele Ludwig Walter
Referent für Studienfibel-Angelegenheiten
Deutschland-Italien
Bozen, Virgiliusstraße 9, Tel. 26 6 93.
8031 Oeding bei München - Hotel Schiller
Tel. 08142-468

PHOTOWETTBEWERB

Die Südtiroler Hochschülerschaft schreibt einen Photowettbewerb über folgendes Thema aus:

SPIEGEL DES ALLTAGS

- 1. Preis L. 10.000
- 2. Preis L. 8.000
- 3. Preis L. 5.000
- 3. und 5. Preis L. 3.000

Es werden Schwarzweißbilder und Colorbilder, auch Diapositive, Größe 18 mal 24 cm jeweils getrennt bewertet. Obige Preise werden somit in jeder Kategorie vergeben.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1961 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen sind die Mitglieder der Jury und deren Sekretär.

2. Schwarzweißbilder: Jeder Teilnehmer

kann mit höchstens drei verschiedenen Photographien am Wettbewerb teilnehmen. Das Format der Bilder muß 18 mal 24 sein. Papieroberfläche nach freier Wahl (weiß Hochglanz oder chamoix). Die Bilder müssen auf weißem Karton in der Größe 32x35 cm aufgezogen werden.

3. Paradiapositive: Jeder Teilnehmer kann höchstens drei Dias einsenden. Es ist kein Format vorgeschrieben, jedoch müssen die Dias eingeraut sein.

4. Die Lichtbilder müssen anonym durch die Post mit der Angabe »Photowettbewerb des Führenden Skolasten« an das Sekretariat der Südtiroler Hochschü-

lerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, II. Stock, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Teilnehmer jedes Photo mit einem Motto versehen; die Mottos müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Dieser Umschlag wird erst bei der Preisverteilung geöffnet. Der Teilnehmer muß die Photographien, mit denen er am Wettbewerb teilnimmt, zusammen in einem Paket einschicken, also nicht jede einzeln. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

5. Einreichungstermin: 30. Nov. 1965.

Preisverteilung:

1. die Verteilung der Preise, die von der Jury auch in einem anderen Verhältnis aufgeteilt werden können, erfolgt durch einen Dreierausschuß.

2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft bestimmt.

3. Die Entscheidungen des Dreierausschusses sind unanfechtbar.

4. Die Schriftleitung des Führenden Skolasten behält sich das Verfügungsrecht über die eingegangenen Photographien vor und ist nicht zur Rückgabe verpflichtet. Für jedes nichtprämierte Bild, das im Führenden Skolasten abgedruckt wird, zahlt die Südtiroler Hochschülerschaft 500 Lire als Unkostenvergütung.

ARTIKELWETTBEWERB

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt
einen Artikelwettbewerb mit folgendem Thema aus:

NEUE HORIZONTE IN MENSCHLICHER UND GEISTIGER HINSICHT KÖNNEN SICH DEM SÜDTIROLER BEIM STUDIUM ERÖFFNEN

WIE VEREINT ER SIE MIT DER REALITÄT IN SEINER HEIMAT?

1. Preis: L. 25.000
2. Preis: L. 15.000
3. Preis: L. 10.000
und drei weitere Preise zu
L. 5.000

Anleitung:

Dazu ganz kurz ein paar Anleitungen. Das Thema ist keineswegs so abstrakt zu nehmen, wie etwa der Titel erscheinen mag. Es kann ganz konkret das persönliche Erleben und die Haltung des aus der fremden Stadt zurückkehrenden Studenten zu einzelnen Aspekten des Südtiroler Lebens beinhalten. Es gibt viele Reibungspunkte — wie stellt er sich dazu, was macht er daraus? Ist die Folge ein negatives Ablehnen mit all seinen Konsequenzen oder soll und muß ein Kompromiß geschlossen werden? Hier können die Fäden weitergesponnen werden..., aber es soll jedem selbst überlassen sein, den Aufsatz zu gestalten wie er will.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugehoren sind: a) alle Südtiroler Hochschulstudium abgeschlossen haben; b) alle Südtiroler, die nach 1963 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen ist der Sekretär der Jury.
2. Die Aufsätze müssen maschinell

geschrieben in fünf Exemplaren vor Ablauf des Einreichtermins anonym durch die Post mit der Angabe «Artikelwettbewerb des „Fahrenden Skolasten“» an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse Nr. 20/II, gesandt werden.

Zur Identifizierung muß der Verfasser den Aufsatz mit einem Kennwort oder eigenem Titel versehen; die Kennwörter oder Titel müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Nach der Entscheidung des Fünferausschusses werden die Umschläge mit den Kennwörtern der prämierten Aufsätze geöffnet und deren Verfasser benachrichtigt. Die übrigen Umschläge bleiben ungeöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

3. *Einreichetermin:* 15. November 1965

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Fünferausschuß.

2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft ernannt.

3. Der Fünferausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und legt das Verfahren der Preisverteilung fest. Die Besprechungen des Fünferausschusses sind streng geheim.

4. Sollten sich bei der Vergebung der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beträge ex aequo in einem anderen, vom Fünferausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Verfasser der besten Aufsätze aufgeteilt werden.

5. Die Entscheidungen des Fünferausschusses sind unanfechtbar. Die Zuweisung einer Prämie bedeutet keineswegs, daß der Fünferausschuß die Auffassung des Schreibers teilt.

6. Die Schriftleitung des «Fahrenden Skolasten» behält sich das Verfügungsrecht über die einlaufenden Arbeiten vor.

7. Die Überreichung der Preise erfolgt bei der Vollversammlung zu Weihnachten im Rahmen einer Feier.

fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE
VORHANG-
U. MÖBEL-
STOFFE

LÄUFER
TEPPICH-
BODEN

M Ö B E L



Arbeiten Sie mit!

**ARTIKEL und DISKUSSIONS-
BEITRÄGE** erbeten an:

Südtiroler Hochschülerschaft - Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II

Einsendeschluß
für die nächste
Nummer:
15. Juni 1965

Tiroler Burgen

Ein Führer durch Nord-, Süd- und Osttirol

von Dr. Josef Weingartner

Bearbeitet und ergänzt von Dr. Oswald Graf Trapp

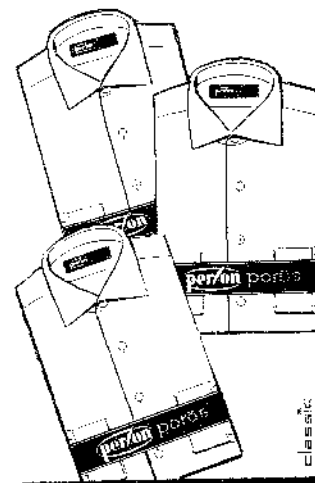
256 Seiten mit 67 Bildern auf Kunstdrucktafeln und 11 Übersichtskarten. L. 3.000

Dieser handliche Burgenführer enthält alle Burgen, Schlösser und Ansitze Nord-, Süd- und Osttirols – insgesamt 623 – mit allen wesentlichen Angaben.

Die kunstgeschichtliche Einleitung ist ein Meisterstück einer knapp gefaßten Burgenkunde. Dr. Oswald Graf Trapp, selbst ein anerkannter Burgenforscher, hat eine Reihe von Ergänzungen vorgenommen und das Werk auf den neusten Stand gebracht. Die wichtigsten Burgen sind im Bild festgehalten. Die Burgenkarten geben nicht nur den Standort an, sondern erteilen auch Aufschluß über den Wert und Rang der einzelnen Burgen.

Erhältlich in den **Athesia - Buchhandlungen**

Bozen - Meran - Brixen - Bruneck - Sterzing - Schlanders.



perlon
porös
Bügelfrei
auf
Lebens-
dauer

SPISS

**BOZEN
LAUBEN 9**



**SPORT
RUEDL**

Bozen - Weintraubengasse

ALLES

für den

SOMMER

an

SPORT-BEKLEIDUNG

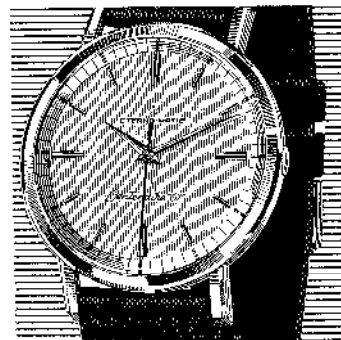
und

AUSSTATTUNG

Für Studenten ermäßigte Preise

ETERNA::MATIC

Centenaire



PÖRNBACHER

BOZEN

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft, Redaktion: Siegfried Stuffer.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seberich. — Klischees: Ernst Fertl.
— Druck: Athesia, Bozen, Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen,
Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. 1/56. Dekret vom
18. Juni 1956. — Der Fahrende Skolast — Südtiroler Hochschülerzeitung. —
Jahresabonnement 800 Lire. Sped. in abb. post. — Gruppe IV